Stepoff.

Reformen in Rußland.

Ein Wort

zu den

Reformen in Rußland.

Von

E. Slepoff.

Herausgegeben

von

Wolfgang Gerhard.

Боже Царя храни!

Leipzig,
Wolfgang Gerhard.
1865.

Vorwort.

Der Verfasser dieser Schrift ist blind und hat sie mittelst eines Noctographen geschrieben. Aus dem Umstande allein, daß er das, was er selbst schrieb, nicht wieder lesen konnte, läßt sich auch das lose Aneinandergereihte, Unzusammenhängende derselben erklären. Wir glaubten jedoch nichts daran ändern zu dürfen, weil dadurch seinem bisweilen fremdartigen Stile das Pikante der originellen Darstellungsweise verloren gegangen wäre. Das Schriftchen ist im October vorigen Jahres schon beendigt worden, und ist seitdem in dem Vaterlande des Verfassers gar Manches geschehen, das, wenn es ihm damals bekannt gewesen wäre, seine Ideen verändert oder bereichert hätte. Er wünscht ein Preßgesetz, und dies ist jetzt erschienen; ob es den Wünschen des Verfassers gemäß ist, können wir nicht beurtheilen. Auch über den Rapport des französischen Unterrichtsministers, sowie über die Encyklica des Papstes, die selbst den eifrigsten Freunden des Papstthums so wenig zeitgemäß erschien, hätte er gewiß manches Treffende gesagt, wenn Beides ihm bekannt

gewesen wäre. Dies schwächt jedoch das hohe Interesse nicht, mit welchem, unserer Meinung nach, jeder politisch Gebildete, mit welchem namentlich aber jeder Russe den Inhalt dieser Brochüre lesen und freudig willkommen heißen wird.

Der Herausgeber.

> En Russie, c'est à la dynastie impériale qu'on doit tous les progrès qui, depuis un siècle et demi, ont tiré ce vaste empire de la barbarie.
> (Le Prince Louis Napoléon Bonaparte.)

Nur wenige Länder Europas haben Bewohner, die so ganz ein Volk bildeten, wie das russische. Fast überall giebt es eine gemischte Bevölkerung, welche das Ergebniß der Eroberung ist; die Sieger bemächtigten sich des Landes und knechteten die Besiegten; die Ersteren waren Freie, Grundbesitzer, Aristokraten; die Letzteren waren Sclaven, Besitzlose. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, hier weitläufig auszuführen, wie das Mittelalter der katholischen Welt erst die Trennung von Freien und Unfreien begünstigte und gesetzlich begründete; wie dann die Sitten nach und nach milder wurden, die Kluft zwischen Herren und Sclaven so weit ausgeglichen, daß beide ein Volk ausmachten, und wie endlich die besitzlose, unterdrückte Mehrheit nach langjährigen, blutigen Kämpfen die Tyrannei der schwachen Minorität zerstörte und frei wurde. Wir berühren diese Momente nur, um zu sagen, daß sich nichts davon in der russischen Geschichte findet, nichts was in früherer Zeit die Sclaverei oder die Leibeigenschaft überall als ganz natürlich, fast als nothwendig erscheinen ließ. Rußland hat nichts vom katholischen Mittelalter gehabt, keine Feudalität nach westeuropäischem Begriffe, in Rußland giebt es keine Eroberer und Besiegte; die Russen sind ursprünglich ein Volk, sie sind stets alle gleich frei gewesen, Bojaren wie Bauern — die Leibeigenschaft der Landbewohner war durchaus unbekannt und ist erst vor kaum dreihundert Jahren durch den Einfluß polnischer Ideen eingeschleppt worden, gerade als sie im übrigen Europa ihrem Ende entgegenging.

Die Aufhebung dieser Institution war schon der Plan des Kaisers Nikolaus, doch schob er die Ausführung desselben immer auf, weil er

Schwierigkeiten sah, die zu beseitigen er sich nicht stark genug fühlte. „Vergiß unsere braven Bauern nicht," das waren die letzten Worte, welche er auf seinem Sterbebette an seinen Sohn richtete. Dieser Ruf genügte dem edlen Herzen Alexander's; die sofortige Emancipation der Bauern wurde beschlossen und in kurzer Zeit glücklich ausgeführt.

Die Leibeigenschaft war eine Schmach, an welche kein Russe ohne Scham und Trauer denken konnte; Alexander II. hat den schwarzen Flecken aus der Geschichte unseres Vaterlandes ausgelöscht und sich durch diesen Act weiser Vorsicht und Gerechtigkeit einen unsterblichen Namen erworben, dessen Ruhm alle Schlachtenfürsten überstrahlt, die allein man Groß nennt: diese haben Ströme von Blut vergossen, Jammer und Elend verbreitet; das Jauchzen ihrer lorbeerbekränzten Soldaten wird von dem Röcheln der Sterbenden, von den Flüchen der Wittwen und Waisen übertönt; neben dem Jubel der Sieger das dumpfe Schweigen der Besiegten, welche schon Rache brüten — Alexander, dem Befreier, fließen nur Thränen der Liebe und des Dankes, und nicht sein Volk allein blickt mit Verehrung zu ihm hinauf, nein, alle Menschen, deren Herz für Gerechtigkeit und Freiheit schlägt, Alle, welche fähig sind, wahrhaft Edles und Großes zu erkennen.

Bei seinem Regierungsantritte sagte der Kaiser: „Nothwendige Veränderungen müssen von oben herab kommen, dann sind sie wohlthätige Reformen; drängten sie sich plötzlich von unten herauf, dann wäre es eine verderbenbringende Revolution. Auf diese Worte bezogen wir uns, als wir die edle That des Kaisers einen Act weiser Vorsicht nannten, denn was das Volk bis jetzt schweigend wünschte und hoffte, vertrauensvoll von der Großmuth seiner Monarchen erwartete, das hätte es ja einst, irre geleitet, laut und trotzig fordern können, wie es in allen anderen Ländern Europas geschehen ist, wo die Regierungen die Pflicht der Initiative vergaßen. Und was die Gerechtigkeit betrifft — der russische Bauer ist stets der edelste, uneigennützigste Patriot gewesen, den die Welt kennt, der Patriot par excellence. Mit Recht preist man zwar den Heldenmuth, welchen Schweizer, Spanier und andere Völker in der Vertheidigung ihres Vaterlandes bewiesen, doch diese kämpften ja nur für sich selbst, für den eigenen Herd, sie dachten wohl auch an Ruhm und Ehre. Der russische Bauer aber hatte ja keinen eigenen Herd, er

war ja nichts als eine Sache, eine Seele, und dennoch, wenn der Zar ihn zur Vertheidigung des heiligen Vaterlandes aufrief, war er stets bereit; er bekreuzigte sich, ging hinaus und ließ sich tödten oder kam verstümmelt nach Hause, ohne an Ruhm und Ehre zu denken — er hatte ja nur einfach seine Pflicht gethan. Und er schlug sich gut, der wackere Bauer,*) er wußte nicht einmal, wie rührend und bewundernswürdig sein edler, uneigennütziger Patriotismus war — er kämpfte, blutete und starb für ein Vaterland, das ihn ungerecht behandelte! — Der Bauer Minin hat mehr gethan für die Befreiung Rußlands vom Polenjoche als der Fürst Pojarski.

Wenn die neuen Verhältnisse, die der Kaiser Alexander durch die Emancipation schuf, so schnell und friedlich in's Leben treten, sich so glücklich gestalten konnten, so ist es einzig und allein dem Umstande zuzuschreiben, daß der Fürst nur den Gedanken der ganzen Nation ausgesprochen hatte; sie war der Leibeigenschaft müde, sie wollte von dieser unseligen Institution, welche jede freie Entwickelung unmöglich machte, nichts mehr wissen, deswegen waren auch Alle gleich bereit, die Opfer zu bringen, welche das Heil des Vaterlandes erforderte, und es bedurfte großer Opfer, denn die persönliche Freiheit allein, wie in Polen und in den Ostseeprovinzen, würde den Bauern zu nichts dienen, nichts als ein ungeheures, dem Staate gefährliches Proletariat geschaffen haben; auch erscheint nach slavischen Begriffen der Landbevölkerung die Freiheit nur dann als gesichert, wenn sie auf Grundbesitz beruht. Der Monarch wollte daher, daß den Bauern die Hütte, der Garten und der Acker, welchen sie bis dahin zur Nutznießung gehabt, nach vereinbarter Ablösung als Eigenthum verbliebe. Die kaiserliche Familie machte den Anfang, und gab den auf ihren Privatgütern ansäßigen Bauern sogleich ohne Ablösung die Felder und Gärten, welche sie inne hatten. Das Gleiche geschah auf den Apanage-Gütern. Die adeligen Gutsbesitzer und ihre Seelen wählten Vermittler, welche die Ablösung regelten, die Urbarial-Urkunden verfaßten und die sofortige Ausführung derselben überwachten. Am 10. Februar 1861 war die Emancipationsacte erschienen, und zu

*) „Die St. Petersburger Landwehr kämpfte bei Polotzk mit einer an Wahnsinn gränzenden Tapferkeit," sagt Obrist Röder.

Ende des Jahres 1862 schon waren von 91,481 entworfenen Urkunden 65,040 in Wirksamkeit getreten. Jetzt ist das ganze große Werk beendigt und die Regierung kann fest und unbeirrt auf ihrer liberalen Bahn fortschreiten, denn das Volk ist conservativ — nichts macht den Menschen so conservativ, wie der Besitz.

Als die von Alexander II. decretirte Reform in Europa bekannt wurde, da jubelten Rußlands Feinde; von Versunkenheit in Geistesnacht, von Verkümmerung durch dreihundertjährigen Druck sprachen die Einen; von Bauernkrieg und Jacquerie die Anderen; Alle hofften, daß jetzt die Glocke leicht eine allgemeine Revolution einläuten könnte; — wie wenig kannten sie Rußlands biederes Volk!

Denkt man an die unermeßliche Ausdehnung des russischen Reiches, in welchem die Sonne nie untergeht; an die ungeheure Anzahl von Menschen, die jetzt der Freiheit wiedergegeben, der Civilisation zugänglich gemacht worden sind, so wird man leicht erkennen, daß mit Alexander II. nicht für Rußland allein ein glänzender Zeitabschnitt beginnt, sondern daß seine Regierung von weltgeschichtlicher Bedeutung ist, deren wohlthätige Wirkung erst in späteren Zeiten ganz anerkannt werden wird. Im Jahrhunderte des Dampfes und der Elektricität kann von Abgeschlossenheit eines Volkes nicht mehr die Rede sein; das Wohl des einen kommt mittelbar oder unmittelbar auch allen anderen zu Gute, und der Fürst, welcher nicht durch äußere Umstände bewogen, sondern freiwillig, aus eigenem Antriebe fast dreißig Millionen Leibeigene zu freien Bürgern gemacht hat, verdient gewiß den Dank und den Segen der ganzen Menschheit.

Die Leibeigenschaft war die sociale und politische Grundlage Rußlands, die Emancipation ist daher eine vollkommene Transformation des ganzen Staates; die Beziehungen zwischen Regierung und Volk und der verschiedenen Volksklassen zu einander gestalten sich augenblicklich anders. Früher war der Zar der Herr einer willenlosen Menge, jetzt ist er der Monarch eines großen freien Volkes. Um sich diesem zu nähern, mußte der Kaiser früher herabsteigen, jetzt erhebt er es zu sich. Mit der Freiheit der Bauern muß sich der bisher so beschränkte Mittelstand schnell entwickeln, und nur im Mittelstande allein liegt die Kraft und die

Macht eines Volkes. Das Nationalgefühl ist lebendiger, die öffentliche Meinung unterstützt die Regierung nicht allein im Augenblicke der Gefahr, sondern macht sie auch im Frieden nach innen und außen mächtiger.

Doch dies sind gewissermaßen nur die äußern Folgen der Emancipation; die inneren werden den ganzen Volkscharakter ändern, seine Gewohnheiten und Sitten reformiren.

Der Schweizer Landmann ist sauber gekleidet, er und seine oft sehr zahlreiche Familie bewohnen ein Haus, welches sorgfältig gehalten wird; mit gleicher Sorgfalt bestellt er sein Feld. Natürlich, er arbeitet ja für sich, für Weib und Kind, und das, was er erwirbt, ist sein sicheres Eigenthum. Wenn er Leibeigener wäre, die Sicherheit des Besitzes fehlte ihm, sein Herr könnte ihm über Nacht eine andere Hütte, einen andern Acker anweisen, und alle Arbeit, alle Sorgfalt, die er früher angewandt hatte, würde nicht ihm, sondern Fremden zum Nutzen gereichen. Wozu denn also sein Haus wohnlich machen, sein sauer erworbenes Geld auf reinliche Kleidung verwenden? Er ist seines Besitzes nicht sicher und verbirgt daher das kleine Capital, das er bei Seite gelegt hat, ohne davon den geringsten Vortheil zu ziehen, oder er schlägt es todt in der Schenke. So verfuhr größtentheils der leibeigene russische Bauer. An Ordnung, an Wirthlichkeit an den kommenden Tag dachte er nicht. Gedankenlos, unvorsichtig steckte er den brennenden Span, welchen er statt eines Lichtes gebrauchte, in eine Ritze seiner halbverfallenen Hütte; brannte diese auf, nun, der Herr mußte ihm eine andere bauen; traf ihn Hagelschlag oder Mißwachs, ging seine Ernte zu Grunde, der Herr mußte ihm Brod geben. Wozu denn für die Zukunft sorgen? Das war ja die Sache des Herrn.

Mit der Freiheit aber und dem gesicherten Eigenthum wird Alles anders. Der Bauer braucht seinen Herrn weder zu fürchten, noch hat er etwas von ihm zu hoffen; er muß selbst für sich sorgen, und er thut es gern, arbeitet er doch f ü r s i c h. Er baut sein Haus sorgfältig, damit er nicht stets von Neuem anzufangen brauche; er weiß, daß seine Zeit ihm gehört, ihm allein, und seine Zeit ist sein Capital, das er nach Möglichkeit verwerthet. Er ist vorsichtig, denn brennt sein Haus nieder, so muß er es auf eigene Kosten aufbauen. Er bearbeitet sein Feld mit Fleiß und Sorgfalt, denn die Früchte seiner Arbeit gehören ihm, ihm

allein; er braucht nichts zu verbergen, er ist stolz darauf, seinen Wohlstand zu zeigen, darum richtet er sein Haus so gut wie möglich ein, und da Reinlichkeit und Ordnung zur Erhaltung des Hausgeräthes und der Kleidung nothwendig sind, so verschwindet auch nach und nach die Unsauberkeit, die Unordnung, welche ihn bis jetzt auszeichnete.

Der englische Landmann ist ungleich sauberer gekleidet, als der russische nicht allein, sondern auch als der deutsche. Der Russe aber hat vor allen anderen etwas voraus; er geht mit Weib und Kind wöchentlich wenigstens einmal in's Bad, welches überall, in der glänzenden Hauptstadt wie in dem ärmsten Dörfchen zu finden ist, und nur drei Kopeken, ja an manchen Orten nur die Hälfte kostet. In England sind seit wenigen Jahren auch Volksbäder eingeführt, und zwar nur in einigen Städten, nicht in Dörfern. Ein solches Bad kostet vier Pence, und es liegt auf der Hand, daß die Armen und ihre Familien sich nicht oft, nicht allwöchentlich eine solche nothwendige Annehmlichkeit verschaffen können, daß in Dörfern daran vollends nicht zu denken ist. Der arme russische Bauer war bis jetzt in unsaubere Lumpen gehüllt, sein Körper jedoch stets reinlicher als der des sauber gekleideten Engländers.

In demselben Maße, wie Ordnung und Wirthlichkeit zunehmen, wird wahrscheinlich die Trunksucht abnehmen. Diese ist im ganzen Norden zu Hause, in Schweden, Dänemark, Holland und auch im hochcivilisirten Deutschland, wohl aber nirgends so verbreitet wie in England; nirgends hält der Säufertod eine so reiche Ernte wie dort, und nicht das unterste Volk allein verehrt den Branntwein: brandy and water, letzteres oft nur in homöopathischer Dosis, mundet auch bisweilen schönen Lippen, und wenn der Fremde in London prächtige Ginpaläste bewundert, so findet er dort auch andere Paläste, wo der Gin eben nicht verschmäht wird.

Der Russe ist dem Trunke ergeben, das darf nicht geleugnet werden; wir glauben jedoch, daß er mäßiger ist, als er scheint, mäßiger als andere Nordländer. Freilich sieht man an Sonn- und Festtagen viele Betrunkene, besonders während des Carnevals. Man bedenke aber auch, daß der Russe die Fasten sehr streng beobachtet, viel strenger als die Anhänger der römischen Kirche, und während der Fasten, die einen großen

Theil des Jahres ausmachen, ist ein Betrunkener nur als seltene Ausnahme zu finden. In England aber, wo es keine Fasten giebt, erscheint die Trunkenheit nicht wie der Kladderadatsch, täglich mit Ausnahme der Wochentage, sondern täglich inclusive Sonntags. An diesem Tage sind die Bäckerladen zwar geschlossen, die Ginpaläste aber offen.

Vom Volke gehen wir direct zum Adel über, welcher mit größerem Rechte als der Prinz von Wales die Devise Ich diene führen kann; er dient immer, sei es nun im Civilfache oder in der Armee.

Die Bureaukratie absorbirt eine ungeheure Menge Menschen, fast eben so viel wie die Armee. Glücklich solche, denen ihr Dienst gestattet, in den Residenzen oder in den größeren Städten des Landes zu leben; dort können sie, wenn sie wollen, mit der Zeit fortschreiten; an Gelegenheit dazu fehlt es ihnen nicht. Alles, was die Literatur, Kunst, Wissenschaft, alles, was die Gesellschaft zu bieten vermag, ist in reichster Fülle vorhanden; wenn sie die Vortheile, die sich ihnen darbieten, nicht wahrnehmen, wenn sie sich in Oberflächlichkeit verlieren, im Müßigange untergehen, so ist es ihre eigene Schuld. Nicht so verhält es sich mit der Unzahl ihrer unglücklichen Kameraden, welche tief im Innern, entfernt von Allem leben müssen, was man im übrigen Europa, vorzüglich in Deutschland, in den kleinsten Städten findet. Oper, Theater — daran ist nicht zu denken; Journale, Bücher — wenn man doch nur eine alte Zeitung hätte. Es giebt wohl Gutsbesitzer, die Zeitungen halten und reiche Bibliotheken besitzen, aber die Entfernungen von einem Gute zum andern, von einer Stadt zur andern sind gewöhnlich so groß, daß davon nicht die Rede sein kann, das Gelesene auszutauschen oder es zu besprechen. Wenn das wüste Garnisonsleben nirgends eine Schule für Herzens- und Geistesbildung ist,

. . . . . denn Zucht und edle Sitte
Lernt sich nur in zarter Frauen Mitte,

so kann man sich vorstellen, wohin die armen jungen Leute gelangen müssen, die aus dem Cadettencorps nach einem Städtchen oder Dorfe commandirt werden, welches außer Tabak und Karten ihnen durchaus nichts bietet, um die Langeweile zu verscheuchen, der sie dort anheimfallen. (Um nicht zu weitläufig zu sein, zählen wir zu den Garnisonen auch die Civil-Administrationen in den entlegenen Provinzen, ebenfalls

wahre Hochschulen des Müßiganges oder rein mechanischen Excerpirens) Dann und wann gelingt es den Beamten, öfter jedoch den Officieren, die Tochter eines reichen Gutsbesitzers zu heirathen, und dann heißt es nicht immer: Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag, sondern bisweilen auch: Viele Seelen und kein Gedanke; kein Herz und viele Schläge. Der Mann nimmt gewöhnlich seinen Abschied und zieht mit seiner jungen Frau nach Petersburg oder Moskau, wo sie sich so prachtvoll einrichten, daß ihnen später deutsche Königspaläste durchaus kein Erstaunen abnöthigen. Das junge Ehepaar lebt in den Flitterwochen wie Turteltauben, später aber wie Sonne und Mond — sie begegnen einander nie.

Die Gardeofficiere und die Civilbeamten in den Hauptstädten haben meistens recht gute Studien gemacht, doch auch von diesen fallen viele leicht, obgleich nicht so schnell wie in den Provinzen, dem Müßiggang oder der Routine anheim. Das Militär- und Beamtenwesen ist überall gleich, man ist zu gleicher Zeit außerordentlich beschäftigt, und doch beschäftigungslos, die Zeit ist zerstückelt, und nicht jeder versteht es, die Zwischenräume nützlich auszufüllen. Das Resultat ist daher dasselbe wie in Berlin, Wien u. s. w., doch nur in weit größerem Maßstabe, denn, wie gesagt, hier dient Alles. Die Minderzahl wird zwar vom Ehrgeize und Pflichtgefühl angespornt und strebt vorwärts, die Masse aber kennt nur ein Ziel: in kürzester Zeit einen möglichst hohen Rang zu erklimmen, eine reiche Heirath zu machen und dann dem Genusse allein zu leben. Es gelingt oder gelingt nicht, gleichviel, man thut immer als ob man reich wäre. Die Ansprüche sind ungeheuer, der Luxus fabelhaft, und man muß doch standesmäßig leben wie alle Anderen. Das Haus ist groß und glänzend eingerichtet; in den Vorzimmern lagern Bediente ohne Zahl, und je größer die Dienerschaft, desto größer die Unordnung; in einer reichen slavischen Familie wird mehr verschleudert, als ein halb Dutzend Deutsche oder Schweizer zu ihrem Wohlleben gebrauchen. Und wie sollte es anders sein? Der Herr und die Frau vom Hause haben eine gleich gute Erziehung genossen; er kennt Strauß und Renan, Feuerbach und Büchner, Vestiges of Creation, Faublas, Brillat Savarin und Boccaccio im Original; auch sie spricht deutsch, französisch, englisch, bisweilen sogar ziemlich gut russisch; sie spielt Clavier

wie Liszt, sie singt wie die Sonntag, ihre Toilette ist so geschmackvoll, daß die Pariser Modistinnen sich um ihre Kundschaft reißen — das Paar ist in der That accomplished, doch Adam Riese kennt es nicht. Darum wird die Verwaltung der Güter einem Intendanten überlassen, der versteht das Rechnen; nie ist er gezwungen, aus seiner Tasche etwas zuzulegen, aber er kann ja nichts dafür, daß Hagelschlag, Mißwachs oder Viehsterben ihn treffen. Der Herr verpfändet seine Güter, und mit dem geliehenen Gelde führt er sein angenehmes Leben fort. Er geht nach Paris, wo er von den reizenden Französinnen mit offenen Armen aufgenommen wird. Da sie seinen Namen nicht aussprechen können, so nennen sie ihn einfach Prince; sie finden ihn liebenswürdig, trotz Patrie, Opinion nationale und Siècle, in der That sehr liebenswürdig; sie lachen über die Unwissenheit Wolowski's, denn die russischen Finanzen sind ja im blühendsten Zustande — wie könnten sonst die Moskowiter mit Diamanten um sich werfen, als wären es Kieselsteine, einer Schauspielerin eine Million schenken, oder einer Katze ein Opalhalsband umhängen? — Nein, unser Tourist ist kein Barbar, sondern ein liebenswürdiger Mensch, schade nur, daß er fortgeht, nach Wiesbaden, Homburg und Baden, wo die Nationalzeitung und die Kölnische wahrscheinlich nicht gelesen werden, denn auch dort sieht man ihn gern, sehr gern; Herr Benazet ist gar nicht antirussisch, im Gegentheil.

Solch kleine Ausflüge, die bisweilen jahrelang dauern, haben aber ungeachtet der freundlichen Aufnahme, die dem Moskowiter zu Theil wird, doch auch ihre Schattenseite: le quart d'heure de Rabelais. Bei der Heimkehr findet man, daß Mißwachs, Viehsterben und Hagelschlag fast unausgesetzt in voller Blüthe gestanden; der gutmüthige Intendant konnte doch die armen Bauern nicht verhungern lassen, er hatte ihnen das nöthige Getreide zur Nahrung und Aussaat gekauft u. s. w. Keine Einnahmen; dem Herrn Geld zu schicken ist unmöglich, man muß daher wieder welches aufnehmen, und der Lombard steht noch gern zu Diensten.

Wir haben mit schwachen, flüchtigen Umrissen ein Bild zu zeichnen versucht, welches jeder Russe gewiß als wahrheitsgetreu erkennen wird. Die Details gehören nicht hierher; sie sind bisweilen gar zu blaß, bisweilen auch grell genug. Wir sprechen nicht von denen, die selbst ihre

Güter bewirthschafteten, und zwar gut bewirthschafteten, ihre Anzahl ist verhältnißmäßig sehr gering; wir sprechen auch nicht von Anderen, welche mit Lust und Talent ihrem Beruf folgten, ihm ehrenvoll und zum wahrhaften Nutzen des Vaterlandes vorstanden; daß es solche giebt, und glücklicherweise nicht gar zu wenige, daran zweifelt wohl kein vernünftiger Mensch. Wir haben es hier nur mit der Mehrzahl, mit der Masse zu thun, und wollen nun sehen, welchen Einfluß auf diese die Emancipation der Bauern ausüben muß.

Wenige Monate nach der Aufhebung der Leibeigenschaft hörten wir, daß in Petersburg sechszehntausend Wohnungen leer ständen. Diese Zahl ist gewiß viel zu hoch, die Hälfte genügt vollkommen. Die früheren Inhaber dieser Wohnungen waren lauter Gutsbesitzer, welche durch die Emancipation, obgleich seit langer Zeit vorhergesehen und e r s e h n t, doch unvorbereitet getroffen waren. Sie konnten jetzt ihre angewöhnte Lebensweise nicht fortsetzen, denn der Verwalter schickte nichts ein; sie konnten die Unzahl von Bedienten, welche sie früher zwar nicht zu bezahlen brauchten, doch kleiden und füttern mußten, nicht mehr unentgeltlich haben, und da ihre Einnahmsquellen plötzlich versiegten, so waren sie zu Einschränkungen gezwungen, die ihnen ihren Aufenthalt in der theuren Hauptstadt unleidlich oder unmöglich machten. Sie entschlossen sich daher, auf ihre Güter zu gehen, die sie schon seit Jahren — die sie vielleicht nie gesehen hatten. Folgen wir nun unserem Herrn X, der vor Kurzem von Paris und Baden heimgekehrt ist.

Der Weg, der von der Landstraße zu seinem Gute führt, ist abscheulich, der kostbare Reisewagen ist jeden Augenblick in Gefahr, in Stücken liegen zu bleiben. Endlich hält er vor dem Herrenhause, das man in Deutschland S c h l o ß nennt. Dieses ist armselig und verfallen; der Intendant hätte ja jeden Augenblick abberufen werden können, wozu sollte er denn etwas auf Reparatur verwenden? Der Herr macht einen Spaziergang durch's Dorf — welche elende Hütten! Die Straßen so schmutzig, so schlecht gehalten! Er besucht die Felder, und obgleich er von der Landwirthschaft nichts versteht, so kann er doch erkennen, daß hier Alles erbärmlich ist; nichts gleicht dem, was er im Auslande gesehen hat. Das Vieh ist so elend, so abgemagert, und doch erfährt er zu seinem Erstaunen, daß seit Jahren schon von Mißwachs, Hagelschlag und Viehsterben nicht die Rede war. Nun erst geht ihm ein Licht auf! Der

rechnungskundige Verwalter hat das Bewirthschaften des Gutes recht wohl verstanden, aber nicht eben zum Vortheil seines Herrn. Dieser hat zwar früher schon etwas davon geahnt, aber aus Bequemlichkeit, Leichtsinn oder Trägheit nichts selbst untersuchen wollen. Er ist schwach, doch gutmüthig, und der verwahrloste Zustand der Bauern thut ihm mehr weh als der Geldverlust, welchen der spitzbübische Verwalter ihm zugefügt hat — selten, außerordentlich selten ging ein Gutsbesitzer mit seinen Bauern hart um; sein eigener Vortheil schon gebot ihm ja diese gut zu behandeln, denn sie zu quälen, zu überarbeiten, sie Noth leiden lassen, wäre dasselbe gewesen, als ob er sich mit seinem eigenen Fleische hätte mästen wollen. Dem Verwalter jedoch war das Wohl oder Wehe der Bauern gleichgiltig, und wo Mißstände vorkamen, war der Herr gewöhnlich nur in so fern schuld, daß er nicht selbst sein Eigenthum beaufsichtigte und es oft und gewissenhaft besuchte. Der Intendant wird daher fortgejagt und Herr X. thut jetzt, was er schon längst hätte thun sollen: er läßt sich auf seinem Gute nieder, und da es ihm an Verstand nicht fehlt, so lernt er schnell das Nöthige. Er beaufsichtigt den Bau und die Einrichtung seines Hauses, er sieht streng darauf, daß die Arbeit nicht obenhin gemacht werde, und die Werkleute arbeiten gern, fleißig und unverdrossen, denn sie sind ja bezahlt, sie sind keine Leibeigene mehr. Die Reinlichkeit, Ordnung und Wirthlichkeit, welche ihm im Auslande so gefielen, Herr X führt sie bei sich ein, und die früher so unsaubere und nachlässige Dienerschaft, welche nicht mehr aus Leibeigenen besteht, ist jetzt ganz umgewandelt, denn guten Lohn, bei einer guten Herrschaft, findet man nicht so leicht, und um sie nicht zu verlieren, thut man gewissenhaft seine Pflicht. — Herr X studirt die Landwirthschaft aus Büchern, er spricht mit seinen Nachbarn, er hört auf den Rath erfahrener Bauern — diese verstehen gut zu arbeiten, und wenn sie es bis jetzt nicht gethan, so geschah es nur einfach deswegen, weil sie Leibeigene waren, daher nur gezwungen ihre Pflicht thaten. Die herrschaftlichen Felder bekommen von nun an ein ganz anderes Ansehen, und die Fortschritte, die der Herr in der Landwirthschaft macht, kommen nicht ihm allein, sondern auch den Bauern zu statten, weil sie schnell das Gute erkennen und nachahmen. Doch der Tagelohn ist hoch, vorzüglich anfangs, wo die Bauern nicht recht wissen, wie viel sie für ihre Arbeit

fordern sollen. Der Herr läßt daher Pflugmaschinen, Säemaschinen, Dreschmaschinen kommen, das Anlagecapital ist groß; mit Maschinen erspart man jedoch so viel Menschenkräfte, daß die ersten Ausgaben sich herrlich rentiren, und die Arbeiter, welche sich bekreuzigten, als sie die dampfenden Ungeheuer zum ersten Male erblickten, lernen bald sich dieser geschickt bedienen. Der Herr hat keine Zeit mehr zum Romanlesen und Müßiggehen; er ist den größten Theil des Tages im Freien, er kann es daher auch nicht dulden, daß die Straßen unsauber und vernachlässigt, die Wege grundlos sind, und wenn die Bauern anfangs nur gezwungen den Befehlen der Landpolizei nachkommen, so thun sie es später gern und ungezwungen, weil sie ihren eigenen Vortheil darin erkennen. Um ihr Getreide, ihr Vieh schnell und leicht auf den Markt zu bringen, müssen die Wege gut und sorgsam gehalten werden, und wenn nach und nach Ordnung, Fleiß, Gewissenhaftigkeit und wohlverstandene Oekonomie beim Volke einkehren, so ist es, weil die Herren auf Ordnung halten, Fleiß und Wirthschaftlichkeit beobachten, weil sie zu arbeiten gelernt haben und daher die Arbeit ehren. Gewiß ist der Staatsdienst ehrenvoll, aber man kann sich selbst und seinem Vaterlande dienen auch ohne Rang und Titel, ohne Civil- oder Militäruniform.

Hier müssen wir eines Ereignisses erwähnen, das man uns kurz nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander mitgetheilt hat und, wenn wahr, von großem Einflusse auf die Hebung des Mittelstandes sein wird. Se. Maj. sollen geruht haben zu befehlen, daß der jüngste Großfürst zum Ressort des Justizministeriums gezählt werde. Ein Großfürst nicht in Militäruniform — solches ist noch nie gesehen worden, das ist eine vollständige Revolution. Der bürgerliche Rock in der Kaiserlichen Familie ist eine Gleichstellung desselben mit der Uniform; der Bürgerstand, den man bisher über die Achsel angesehen hatte, nimmt plötzlich eine andere, höhere Stellung ein. Der Adel hat nie angeborene Vorrechte gehabt, bildete daher auch keine Kaste, sondern verdankte seine Bedeutung nur dem Dienste und ist seit der Emancipation zu arbeiten gezwungen, ganz wie der Bürger. So wie jener sich durch die Arbeit veredelt, so wird dieser durch die Arbeit geadelt. Der Dienst, welchem man sich sonst vorzugsweise widmete, obgleich ohne besondere Lust dazu, nur weil es so Gebrauch war, wird jetzt von denen allein gesucht, welche

Beruf dazu fühlen; Industrie, Handel und Gewerbe, früher so vernachlässigt, werden jetzt eifrig betrieben, Intelligenz und Capital nützlich angewendet — der Mittelstand blüht empor und nimmt den Platz ein, der ihm gebührt.

Wir glauben hier kurz den Einfluß angedeutet zu haben, welchen die Aufhebung der Leibeigenschaft auf Charakter, Sitten und Gewohnheiten der ganzen Nation üben muß und nothwendig üben wird. Selbst das Aeußere des Landes wird verändert werden. Natürlich werden wir diese Veränderung nicht sehen, auch unsere Kinder nicht, hoffentlich aber schon unsere Enkel — andere Völker haben längere Zeit gebraucht, um dahin zu gelangen, wo sie jetzt sind.

Vor wenigen Jahrhunderten existirte Rußland noch nicht, kaum wußten einige Gelehrte etwas von einem Moskowien, welches „irgendwo dahinten" liege. Und jetzt? Als Lord Woodhouse aus Petersburg zurückkehrte, erklärte er im Parlamente: „Früher habe ich Rußland nicht gekannt, jetzt aber habe ich es studirt und sage Ihnen, daß ohne dasselbe nichts Großes in der Politik geschehen kann, denn es wird stets den Ausschlag geben, wohin es sich neigt." Wenn Moskowien sich so verwandeln konnte, so wird auch den Moskowitern eine nothwendige Veränderung nicht unmöglich sein; — andere Völker mögen ihnen als Beispiel dienen.

Noch vor wenigen Jahrhunderten roch es in St. James und Windsor nicht immer nach Rosen. Der König, die Ritter und Edelfrauen hielten das zerstückelte Fleisch in den Händen (die Gabel, eine italienische Erfindung, wurde dort erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eingeführt) und warfen die Knochen und Sehnen unter den Tisch, wo sie auf dem Heu, das den Fußboden bedeckte, liegen blieben, bis der Haufen so groß wurde, daß er zum Tisch heranreichte. Der Geruch, welchen diese Ueberbleibsel verbreiteten, war bisweilen unausstehlich, und wenn man den Besuch einer hohen Person erwartete, so wurde der Unrath nicht weggeräumt, sondern mit Heu bedeckt, und der Saal geräuchert, damit man den Verwesungsduft weniger spüre.*) — Nun, selbst der Siècle, die Kölnische Zeitung, die Opinion nationale, die Patrie und die

*) Aehnliches in Shakespeare's Die bezähmte Widerspenstige, VI, 1: Ist das Haus gescheuert, Binsen gestreut, Spinngewebe abgefegt?

Morning Post haben unseres Wissens dem russischen Volke nicht solche Unreinlichkeit zugeschrieben, und was den Czas und andere polnische Zeitungen betrifft, die sprechen nie über Unsauberkeit — pour cause.

Man vergleiche die jetzigen sauberen englischen Bauernhäuser mit den Palästen von ehemals — welch ein Unterschied! Wir sind gewiß, daß die Häuser des russischen niedern Volks zu ihrer Säuberung nicht Jahrhunderte brauchen werden, wie jene. Jetzt findet man dort noch Ungeziefer, das ist wahr, aber auch in London sind Wanzen durchaus nicht selten; in Spanien würde man sich wundern, wenn ein Fremder dergleichen bemerkte, und selbst in der Schweiz mußte vor Kurzem ein Seminar geräumt werden, weil die Seminaristen es vor Wanzen nicht aushalten konnten.

Die Revolution hatte England, trotz des puritanischen Firnisses, so roh und gemein gemacht, daß es Karl II. leicht wurde, ein Leben zu führen à la Louis XV. Die Depravation des Adels übte einen zersetzenden Einfluß auf das ganze Volk, Zucht und Sitte verschwanden in dem wüsten Treiben. So ging es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da erschraken einige denkende Männer über den Zustand ihres Vaterlandes, wo Zügellosigkeit, Völlerei und Müßigang an der Tagesordnung waren und die Zukunft der Nation in Frage stellten, denn die allgemeine Entsittlichung brachte das Volk auch physisch herunter. Sie schrieben und sprachen, sie lehrten und warnten; in Kirchen und Meetings, in Büchern und Zeitschriften wurde das Volk wachgerufen, damit es nicht untergehe, und es half, England wurde anders. Von der Zeit an datirt die Gesundheitspflege, welche nirgends so verständig beobachtet wird wie dort; die kalten Waschungen, die Leibesübungen, vor Allem aber die Arbeit, denn nur durch die Arbeit allein ist das Britenvolk groß geworden, reich und mächtig; der Müßigang ist dort eine Ausnahme. Das Gesetz ist natürlich machtlos, es kann den Trägen nicht zur Arbeit zwingen, aber Sitten und Gebräuche, stärker als Gesetze, leiden keine Müßiggänger. Auch die durch Geburt oder Reichthum Hochgestellten sind zu Ehrenposten verpflichtet, welche nicht allein ihre Zeit, sondern bisweilen auch ihre Börse in Anspruch nehmen. Jedermann trägt einen Theil der allgemeinen Last, die Gesellschaft giebt es nicht zu, daß ein Kaufmann nicht nach

seinen Mitteln zu Wohlthätigkeitszwecken, zu den Bedürfnissen seiner Stadt oder Grafschaft beisteure; daß der Rentier egoistisch seinen Reichthum genieße, ohne Theil zu nehmen an der Unzahl von kleinen Pflichten, welche in einer Gemeinde oder einem Kirchspiel unentgeltlich nur von Männern erfüllt werden können, die viel freie Zeit haben, oder daß der Besitzer großer Ländereien diese der Verwaltung eines Intendanten überlasse, sich um seine Pächter nicht kümmere, für seine Bauern nicht sorge, die Interessen seiner Provinz vernachlässige und sein Leben in Nichtsthun in Paris oder in den Bädern vergeude. In England sagt man: Je höher der Mensch steht, je reicher er ist, desto größer sind auch seine Pflichten für das allgemeine Wohl; er darf sich nicht ausschließen; thut er es aber, so trifft ihn Nichtachtung, er darf nicht mitsprechen, wenn es sich um allgemeine oder locale Interessen handelt, er darf keinen Einfluß beanspruchen, nicht hoffen, daß das Volk ihm seine Interessen anvertraue. Und diese Pflichten sind durchaus nicht so schwer zu erfüllen, wie manche wohl glauben mögen; wenn man sie nur recht begreift und seinen eigenen Vortheil erkennt, so giebt man sich solchen Beschäftigungen mit wahrer Lust hin. Die Jugend, welcher ein solches Beispiel geboten wird, nimmt Theil an der allgemeinen Bewegung, sei es auch anfangs nur aus Eitelkeit oder Ehrgeiz, und gewinnt dadurch bald eine Reife und Würde, welche in vielen Ländern des Continents ganz unbekannt ist. Darum findet man auch, daß nur dort, wie in der Schweiz, der public service so allgemein und richtig verstanden wird; nur dort relativ ganz jungen Leuten sehr hohe Stellen mit voller Sicherheit anvertraut werden können; dort betrachtet das Volk den Adel weder mit Haß noch mit Mißtrauen, arbeitet doch der Lord in seiner Sphäre wie der Bürger, mit dem er durch seine jüngeren Söhne auf's engste verbunden ist.

England in jeder Hinsicht zum Muster nehmen und seinem Beispiele folgen, dafür möge Gott unser theures Vaterland bewahren. Aber die Engländer haben, wie jedes andere Volk, neben ihren Fehlern und Lastern auch ihre Lichtseiten; diese wollen wir nachahmen und sie uns zu eigen machen, in so fern sie unserem Geiste und unseren Bedürfnissen entsprechen.

Alles muß bei uns anders werden, Alles, denn nichts kann so bleiben, wie es vor der Aufhebung der Leibeigenschaft swenieegst. Aber um

ein großes, fernes Ziel zu erreichen, muß man es geduldig, vorsichtig und ausdauernd verfolgen — man kann eine Höhe nicht hinaufstürzen, sondern sie nur langsam und mühselig erklimmen. Die Russen sind die jüngsten Kinder der Civilisation; sie haben Beweise gegeben von Kraft und Muth, von Intelligenz und Geduld; sie haben bewiesen, daß sie durch eigene Erfahrung lernen, die Erfahrung ihrer Vorgänger zu benutzen verstehen und schneller als andere Völker vorwärts schreiten können. Wozu diese Jahrhunderte brauchten, werden jene vielleicht in einigen Generationen erlangen, aber nur unter der unerläßlichen Bedingung, daß sie ihre Transformation nicht etwa plötzlich vollenden wollen, sondern sie allmälig und ausdauernd vorbereiten. Ein Ueberstürzen würde die Zukunft der ganzen Nation in Frage stellen und ihr eben so unheilvoll sein, wie träges Fortschleichen oder die kindische Sucht schon ausgelernt scheinen zu wollen und sich mit dem Scheine begnügen. Zwischen dem fieberhaften go a had, und dem gar zu methodischen nur immer langsam voran, giebt es eine richtige Mitte, und diese zu finden möge Gott dem wackern Volke helfen.

Wir haben unser Vaterland schon seit vielen Jahren verlassen, wir wissen jedoch, daß der Kaiser Alexander dort einen neuen, belebenden Geist erweckt hat, daß Alles eifrig vorwärts strebt, schon manches Gute geschaffen, manches Schlechte abgeschafft, manches Veraltete nach den Bedürfnissen der jetzigen Zeit modificirt worden ist. Wir wissen aber auch, daß noch viel sehr viel, zu thun übrig bleibt — kaum ein Anfang ist gemacht. Wir wollen daher kurz andeuten, was unserem Vaterlande vor Allem noth thut, was sogleich in Angriff genommen werden kann und muß. Unsere Landsleute daheim können sehen, und das Auge trügt seltener als das Ohr; sie werden leicht finden, ob wir im Irrthume sind oder nicht, und von ihrem Urtheile hängt es ab, unsere bescheidenen Andeutungen zu beachten oder sie unbeachtet zu lassen.

Versez l'instruction sur la tête du peuple,
vous lui devez ce baptême.
(Lherminier.)

I.

Jedem, der Rußland kennt, wird es aufgefallen sein, mit welcher naiven Achtung dort das niedere Volk einen gramotnyi tschelowek, einen des Lesens und Schreibens kundigen Mann betrachtet. „Schweige doch, sagt oft ein Bauer zum andern, Du verstehst ja nichts davon; laß den da sprechen, der ist ja ein gramotnyi tschelowek.“ Oder auch: „Ja, Du bist zwar ein gramotnyi tschelowek, Du kannst Bücher lesen, große und kleine, sogar zu schreiben verstehst Du, aber sieh, das Holz da, das hast du ja nicht trocken genug dazu genommen; den Rock, den hast du mir nicht lang genug gemacht.“ Dieser Respect erinnert fast an jene längst entschwundene Zeit, wo es im gebildeten Europa noch hieß: Legit ut clericus, und wo ein Verbrecher sich vom Galgen loslesen konnte. — Die allbekannte Nachahmungsfähigkeit des Russen wird von außerordentlicher Lernbegier unterstützt; er lernt gern, und ergreift jede Gelegenheit dazu, die sich ihm darbietet. Wir haben Bauern gesehen, die in ihrem dreißigsten, vierzigsten Jahre noch lesen lernten; in Städten und Dörfern findet man bisweilen einen bärtigen Kerl, der lang hingestreckt auf dem Bauche daliegt; er stützt den Kopf auf die Ellbogen, und in Gegenwart seiner Gefährten, die ihn in derselben graziösen Position umringen, nimmt er von einem gelehrten Kameraden Unterricht im Lesen. Welch kindische Freude, wenn er nach mühseligem Buchstabiren Wörter und endlich gar ganze Sätze zusammenbringt! — Doch nicht lange währt es, und der Schüler wird selbst zum Gelehrten; bald sehen wir ihn stolz

das b, a, ba, Anderen beibringen und so weiter und immer weiter, denn jeder wünscht ja ein gramotnyi tschelowek zu sein, nicht allein, um Heiligengeschichten, Märchen und Erzählungen zu lesen (an politische Zeitungen zu denken, dafür möge ihn der Himmel noch lange bewahren!), sondern weil er täglich sieht, daß diejenigen, welche etwas gelernt haben, bessere Geschäfte machen und leichter zu Wohlstand gelangen als Unwissende. Seinem Instincte schwebt es dunkel vor, daß das Alphabet wohl ein Ei sein mag, das eine Henne birgt, die ihm vielleicht einst goldene Eier legen wird.

Und für dies strebsame Volk, das an Intelligenz keinem andern in der Welt nachsteht, wohl aber viele übertrifft, gab es vor der Emancipation nur eintausend neunhundert fünfundfünfzig Bauerschulen!!

„Ach was, ruft uns vielleicht ein Herr Besmosgoff zu, wozu denn Schulen für das gemeine Volk! Il faut aussi des gueux illetrés, sagte Voltaire, und Roman Soltyk, der doch gewiß ein Patriot war (er stellte ja den Antrag, das Haus Romanoff des Thrones zu entsetzen), erklärte im Jahre 1831 auf dem Reichstage zu Warschau: „Der Ochs ist geschaffen um den Pflug zu ziehen, und der Bauer, um zu arbeiten." Wenn das Volk nur genug zu essen hat, Schulen braucht es nicht."

Voltaire war ein großer Philosoph und ein so geistreicher Mann, daß wir nicht im Stande sind mit ihm zu rechten; höchstens können wir seinem Worte ein anderes des Fürsten von Ligne entgegensetzen: „Les gens d'esprit sont quelquefois bien bêtes." — Was Herrn Roman Soltyk betrifft, so haben wir nur zu bemerken, daß der polnische Adel seine Abstammung von Noah's ältestem Sohne herleitet und das Volk Cham (Ham) nennt, d. h. es in eine jüngere Linie verweist. Die Russen aber stammen vielleicht alle von Ham ab, die Grundsätze der polnischen Aristokratie sind daher auch gar nicht auf das russische Volk anwendbar. Daß dieses vor Allem Brod haben muß, das ist wahr; eben so wahr ist es, daß die Gutsbesitzer aus eigenem wohlverstandenen Interesse fast immer gute Seelsorger waren, d. h., sie haben für ihre Seelen gesorgt, sie nicht Hungers sterben lassen. Irländische Zustände, so wie stereotype Timesartikel unter dem Titel: Death of starvation sind dort noch glücklicherweise unbekannt. Aber, daß das gemeine Volk nächst dem Brode

auch Schulen haben muß, trotz Voltaire und der bei uns, wie auch in anderen Ländern noch mächtigen Familie Besmosgoff, das braucht nicht erst bewiesen zu werden. Und daß das Volk auch Schulen haben will, erhellt daraus, daß es selbst angefangen hat solche zu errichten.

Als den Bauern die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündet wurde, dachten sie sogleich daran, ihre Dankbarkeit für die kaiserliche Gnade auszudrücken. Sie stifteten Kirchen und widmeten sie dem heiligen Alexander; sie stifteten Armenhäuser und Hospitäler — das überraschte Niemand, liegt es doch im Volkscharakter, bei jedem glücklichen Ereignisse seiner religiösen Pflichten zu gedenken, und zu diesen gehört ja auch die Sorge für Arme und Unglückliche. Aber neu, vollkommen unerwartet und daher allgemein überraschend war es, daß einige, leider nur wenige Gemeinden — Mäßigkeitsvereine stifteten und dadurch zu erkennen gaben, daß sie wohl begriffen, freie Menschen müssen doch sittlicher sein als Leibeigene, und daher dem Trunke entsagen. Eben so überraschend war es, daß andere Bauerngemeinden sogleich Schulen bauten und sie ausstatteten (auch hier fehlte natürlich nie ein Bild des heiligen Alexander), sie dachten daran ohne äußeren Anstoß, ohne daß es ihnen Jemand gerathen hätte. In zwei Jahren stifteten die Bauern viertausend und elf Schulen!

Man war freudig überrascht von dem Drange, den das intelligente Volk an den Tag legte, sich der Freiheit würdig zu zeigen; Regierung und Privatleute halfen eifrig, um das Versäumte nachzuholen; jede Provinz hielt es für eine Ehrensache, mit den anderen zu wetteifern. Im Gouvernement Tula, wo vor dem 19. Februar 1861 sich nur elf (!!) Volksschulen mit 256 Schülern befanden, gab es im October 1862 schon tausend einhundert dreiundzwanzig Schulen mit sechzehntausend dreihundert siebenundachtzig Schülern; im Simbirskischen Gouvernement stieg in derselben Zeit die Anzahl der Schulen von 20 mit 375 Schülern auf 277 mit 4192 Schülern. Hundert und sechzehn dieser Schulen sind von der Geistlichkeit errichtet worden, zwanzig von den Vermittlern und achtundsechzig von den Bauern. In dem Bezirk von Anady legten die Bauern sich selbst eine jährliche Abgabe auf, um Schulen zu bauen und sie zu erhalten.

Wie eifrig und gewissenhaft man für die Verbreitung des Volksunterrichts sorgt, erhellt aus folgenden Zahlen, die wir dem Russischen Boten (1862) entnehmen.

Vor der Emancipation 1955 Schulen;

	Schulen.	Schüler. Knaben.	Schüler. Mädchen.
Im September 1861	9,297	128,017	27,774
„ October „	12,979	175,582	32,939
„ November „	14,615	208,623	38,909
„ December „	18,229	260,973	47,881
„ Januar 1862	19,384	282,164	50,911
„ Februar „	20,369	301,095	52,650

Also in sechs Monaten ist die Anzahl der Schulen von neuntausend zweihundert siebenundneunzig auf zwanzigtausend dreihundert neunundsechzig gestiegen; die Schüler von hundertachtundzwanzigtausend und siebzehn auf dreihunderteintausend fünfundneunzig, und die Schülerinnen von siebenundzwanzigtausend siebenhundert vierundsiebzig auf zweiundfünfzigtausend sechshundert und fünfzig.

Deutsche und Schweizer werden sich wundern, Franzosen und Engländer vielleicht sogar lachen über die geringe Anzahl von Elementarschulen in Rußland. Nun, daß hier bei weitem nicht genug für die Volksbildung gethan worden ist, das ist leider wahr und kann durchaus nicht geleugnet werden. Ein Vergleich mit dem protestantischen Deutschland und der Schweiz ist unmöglich, wo der Schulbesuch seit lange schon obligatorisch ist. In Preußen, Sachsen, Würtemberg und Baden versteht jedes Kind von 6—7 Jahren zu lesen; eben so in der Schweiz. Dieses kleine Land haben wir nie ohne Bewunderung sehen können — nicht etwa seiner Naturschönheiten wegen, die südlichen Provinzen unseres Vaterlandes sind ja nicht minder schön und haben überdies noch ein weit angenehmeres Klima — nein, es ist die Ruhe und Ordnung, die Sicherheit, die Achtung des Gesetzes, das Bewußtsein seiner Pflichten und seiner Rechte, es ist der Bürgersinn, der das ganze Land belebender durchdringt als die herrliche Alpenluft, es ist die Civilisation in der

vollen sittlichen Bedeutung des Wortes, die wir dort bewundern.*) Ob die Civilisation die Mutter oder die Tochter der Freiheit ist, darüber mögen Andere entscheiden; wir können nur constatiren, daß wir sie stets beisammen gefunden haben, nie eine ohne die andere. Unter Volksbildung verstehen wir keineswegs nur die Kenntniß des Lesens und Schreibens, sondern wir finden sie im Resultate, welches das Volk durch den Schulbesuch erlangt, nach langer, sehr langer Zeit, nach Generationen erst. Die Verbreitung des Primärunterrichts erhebt das Niveau der öffentlichen Moral, die Elementarschulen sind daher ein sittliches und sociales Princip, die Ehre und zugleich die Macht eines Landes, und weil das Schweizervolk dies so vollständig begreift und darnach handelt, selbst für sich sorgt und nicht immer, wie in anderen Ländern, Alles von oben her erwartet, darum bewundern und verehren wir es. Es gibt dort fünfundachtzig tausend vierhundert einunddreißig Anstalten für den Primärunterricht. Genf besitzt für eine Bevölkerung von nicht mehr als 82,876 Seelen zweihundertfünfzehn Elementarschulen, und die Stadt allein hat deren sechsundsiebzig!

Ja, mit Deutschen und Schweizern können wir uns nicht vergleichen, diese sind uns weit überlegen. Wenn aber Franzosen und Engländer lachen wollten, so können wir ihnen leicht beweisen, daß sie andern durchaus nichts vorzuwerfen haben, denn obgleich ihre Dichter und Schriftsteller, ihre Gelehrten und Künstler unleugbar zu den ersten der Welt gehören und der Gegenstand der Bewunderung und Nacheiferung sind, so haben sie doch in den Massen eine trostlose Finsterniß, welche **relativ** größer ist als alles Aehnliche bei den Russen, denn man bedenke doch ja, daß diesen erst Peter der Große ein Fenster nach Europa öffnete, daß aber zu seiner Zeit die Franzosen schon das goldene Zeitalter ihrer Literatur hinter sich hatten. Und wie steht es bei ihnen mit dem Elementarunterrichte?

Vor hundert Jahren kam ein Reisender nach einem Dorfe des südlichen Frankreichs, wo aus einem halbverfallenen Hause ein furchtbarer Kinderlärm erscholl. Das ist die Schule, sagte man ihm, und er trat

---

*) Die traurigen Genfer Ereignisse waren rein localer Natur und dürfen nicht der ganzen Schweiz zur Last gelegt werden.

hinein. Er fand eine Menge schmutziger Buben, welche sich im Zimmer herumtummelten, einen in Lumpen gehüllten Greis, der sie blödsinnig anstierte; von Büchern aber oder Schreibtafeln keine Spur. Was lehren Sie den Kindern?" fragte der Fremde. — „Nichts, mein Herr," antwortete der Alte. — „Nun, doch Lesen und Schreiben?" — „Ich? das verstehe ich ja selbst nicht." — „Verzeihen Sie, Sie sind doch Schulmeister." — „Ja, ich bin Schulmeister. Siebzig Jahre habe ich die Schweine gehütet; jetzt bin ich zu alt und schwach dazu, und man hat mich zum Schulmeister gemacht."

Ein Lehrer der nicht schreiben kann — das scheint unmöglich, ist aber doch auch noch in unserem Jahrhundert vorgekommen. Murat befahl, daß in allen Gemeinden Neapels Volksschulen sein sollten, und sogleich nannte man Schule irgend ein unbewohnbares Local nebst einem Ochsenziemer, aber ohne Lehrer und Schüler. Die Bourbonen ließen zwar das Decret Murat's bestehen, fügten jedoch ausdrücklich hinzu, „daß die Lehrerinnen der Mädchen des Schreibens nicht kundig zu sein brauchten, denn sie würden sich desselben doch nur zu Liebesbriefen bedienen."

Ob die Geschichte des Schweinehirten, dem ein Schulhaus als Hôtel des Invalides angewiesen wurde, buchstäblich zu nehmen ist oder nicht, das mag dahin gestellt sein. Aber wenn ein ernster Schriftsteller wie Sulzer nur so etwas nacherzählen kann, so ist es, glauben wir, genügend, um uns ein Bild zu geben von dem Zustande, in welchem der Elementarunterricht in Frankreich kurz vor der Revolution war. Als diese ausbrach, hatte das souveräne Volk nichts Eiligeres zu thun, als Allen, die aus der Masse hervorragten, die Köpfe abzuschlagen; unter Aristokraten verstand man nicht den Adel allein — die Statistik der Guillotinirten beweist, daß der größte Theil derselben dem Mittelstande angehörte. — Aristokraten waren Alle, die sich, sei es durch was es sei, vom Pöbel auszeichneten; Geburt und Reichthum waren damals nicht größere Verbrechen als reinliche Kleidung oder Bildung. Daß unter solchen Umständen eben nicht besonders auf Schulbesuch gesehen wurde, ist natürlich; auch hatten die Herren Franzosen keine Zeit dazu: sie gingen auf Eroberungen aus, besuchten Wien, Madrid, Berlin und Moskau, wo ihnen ein so feuriger Empfang zu Theil wurde, daß sie etwas abgekühlt nach Hause kamen. Aber fast fünfund-

zwanzig Jahre waren seit ihrer Abreise vergangen, die Welt war anders geworden; in Deutschland hatten die kleinen Jungen alle lesen, die Großen alle fechten gelernt; indeß die Franzosen vor lauter Fechten nicht zum Lesen gekommen waren. Sie wollten auch dies lernen, aber weder in Frankreich noch in Rußland kann man das Langversäumte in kurzer Zeit nachholen, und nach fünfzehn Friedensjahren war Saint Marc Girardin gezwungen zu erklären (Sur l'instruction publique en France. Rapport officiel présenté à l'académie): „Ein Land, wo kaum ein Zehntel der Bewohner zu lesen und schreiben versteht, ist noch in der Kindheit.“ — War die Nationaleitelkeit durch dies ehrliche Geständniß verletzt, so daß man diese Worte später nicht wiederholen mochte, oder hatten sich diese Zustände in der That gebessert? In einer späteren Ausgabe dieses Buches von 1844 oder 1845 fehlen diese Worte, aber wir finden dort andere, die eben so bezeichnend sind: „Auf dem Lande ist ein Mensch, der zu lesen und schreiben versteht, noch eine sehr seltene Ausnahme.“ Doch arbeitete man fleißig, und es wurde besser. Im Jahre 1853 konnte man schon sagen: Nur ein Drittheil der Männer und mehr als die Hälfte der Frauen, die sich verheirathet haben sind des Lesens unkundig. (Der Bund Nr. 55, 1857.) Im Jahre 1854 verheiratheten sich 270,896 Paare. Von den Männern konnten 83,905 und von den Frauen 126,447 ihre Namen nicht schreiben. (L'Union, juillet 1858.) In der Statistique de la France von 1861 lesen wir: Ein Drittheil der Männer und fast die Hälfte der Frauen, welche sich in ganz Frankreich verheirathen, können ihren Namen nicht schreiben.“ — Herr Legoyt sagt im Journal des Économistes, mai 1861: „In den Städten über 2000 Einwohner (Paris ausgenommen) konnten von 51,000 heirathenden Männern 16,000, von 39,000 Bräuten 27,000, in den Dörfern von 104,000 Männern 69,000, von 104,000 Bräuten 99,000 ihren Namen nicht schreiben.“ — Herr Lavertujon sagt in der Gironde (Juni 1862): „Von 294,761 im Jahre 1857 zur Conscription genommenen jungen Leuten hatten 90,373 gar keinen Unterricht genossen, d. h. sie konnten weder lesen noch schreiben. Bei den Heirathscontracten ergaben sich 33,70 Procent als durchaus ungebildet. Es nimmt zwar die Zahl der eingeschriebenen Schüler jährlich zu, aber es steigt auch die Zahl der Schüler, welche der Schule nur

nominell angehören, so daß die Zahl der Unterrichteten nicht zunimmt. Ein großer Theil der Kinder besucht die Schule nur während 2—3 Monaten jährlich und vergißt dann regelmäßig und schnell das Gelernte." Daß dies buchstäblich wahr ist, und zwar nicht allein in den Departements, sondern auch in Paris, in der sogenannten Hauptstadt der Civilisation, erhellt aus einem Schreiben, welches im Juli dieses Jahres an die Patrie gerichtet wurde. „Als ich eine unglückliche Familie in Montmartre besuchte, um ihr einige Hilfe zu bringen, fand ich eine arme Mutter mit fünf Kindern; der Vater, der schon seit sechs Monaten krank ist, liegt im Spitale. Ich fragte, ob das älteste Kind, ein Knabe von 8 Jahren, die Gemeindeschule besuche; die Mutter sagte mir, er sei schon seit 18 Monaten eingeschrieben, aber die Reihe noch nicht an ihn gekommen. Da ich nicht glauben konnte, daß diese Antwort richtig sei, zog ich Erkundigungen ein und erfuhr nun, daß in der Schule der Rue Dejean blos Raum für 200 Kinder sei, und daß stets beinahe 600 eingeschrieben sind, welche warten, bis die Reihe an sie kommt, um zugelassen zu werden. Man versicherte mir, daß ein Kind mehr denn 18 Monate eingeschrieben sein müsse, bis es aufgenommen werden könne, und daß der Lehrer oft 30 Kinder im Hofe lassen müsse, welche dem Unterricht nicht beiwohnen können. Ich erfuhr, daß die oben auf dem Hügel gelegene Schule gleichfalls überfüllt ist und daß über 300 eingeschriebene Kinder auf ihre Zulassung warten. Also können in einem einzigen Arrondissement 900 Kinder, aus Mangel an Raum, die Schule nicht besuchen." Nun sprach zwar der Kaiser in seiner letzten Thronrede davon, daß es in Frankreich nur 600,000 Kinder ohne Unterricht gebe, man wies ihm jedoch bald seinen Irrthum nach. „Das Uebel ist weit größer, als man es dem Lande glauben machen will." (Havin, im Corps Législatif 25. Januar 1864.)

Traurig, sehr traurig, sieht es in Rußland mit dem Elementarunterrichte aus, aber die Franzosen haben gewiß kein Recht, sich darüber lustig zu machen; nach ihren eigenen Autoritäten geht es bei ihnen verhältnißmäßig durchaus nicht besser, und in England noch viel schlechter. John Packington sagte in einer Rede, die er in Manchester am 26. November 1856 hielt: „Drei Viertel der Kinder zwischen fünf und fünfzehn Jahren genießen bei uns einen höchst unregelmäßigen, und

zwei Siebentel gar keinen Unterricht." — Nach dem Manchester Guardian (August 1859) sind im Jahre 1857 in England 159,097 Ehen geschlossen worden. Von den Neuverheiratheten konnten 44,013 Männer und 61,765 Frauen weder lesen noch schreiben. — W. Cooper erklärte am 27. Juni 1857 im Parlamente: „Im ganzen Norden Europas besuchen die Kinder die Schulen mehr und längere Zeit als bei uns." Kein Wunder daher, daß am 14. Juni vorigen Jahres die Commission für das Budget der Elementarschulen sich darüber beschwerte, daß das Verhältniß der beim Examen zurückgewiesenen Schüler sich wie zwei zu drei verhalte.

Doch das alles verschwindet gegen das entsetzliche Resultat, welches der vorletzte Census in England ergab. Dort leben sechs Millionen Menschen, die nie die Schwelle einer Kirche betreten haben, die nicht wissen, welcher Secte oder welchem Glaubensbekenntnisse sie angehören.

Wir fügen hier nichts hinzu — die Zahlen sind beredter als die Worte.

Daß auch der Secundärunterricht in unserm Vaterlande noch viel zu wünschen übrig ließ, und auch jetzt trotz aller Reformen noch viel zu wünschen übrig läßt, versteht sich von selbst, denn er ist ja auf den Elementarunterricht basirt, und wo dieser mangelhaft ist, kann jener natürlich auch nicht gut sein. Wir, haben viel zu wenig Gymnasien und diese leiden an einem Hauptübel: man lehrt zu vielerlei, und dies nicht gründlich, nicht ernst genug — das Programm ist zu groß, es ist nicht ausführbar; man verlange weniger, und man wird mehr erlangen. Fremde Sprachen lernt man in Rußland bekanntlich besser als irgendwo, aber das Studium des Deutschen, Französischen und sogar des Englischen obligatorisch zu machen, das ist zu viel. Mit den historischen Wissenschaften geht es gut, eben so gut wie in Deutschland, aber mit den alten Sprachen ist es sehr traurig bestellt, und fast ebenso mit der Mathematik, einige Anstalten ausgenommen. Die Naturwissenschaften werden ganz oberflächlich betrieben. Wie gesagt: man verringere das Programm an Quantität und es wird an Qualität gewinnen. Das, was man jetzt von den Schülern fordert, ist unausführbar, man müßte sich denn, wie bisher mit Auswendiglernen, mit einem leichten Firniß begnügen.

Was wir vor Allem empfehlen möchten, ist ein gründlicheres

Studium der classischen Literatur und der mathematischen Wissenschaften. Diese sind den Russen nothwendiger als allen anderen Nationen, weil sie leichtsinniger und zu Oberflächlichkeit geneigt sind. Nur durch ernste, anhaltende Beschäftigung, die sie zu logischem Denken zwingt, werden sie die ihnen angeborene Flüchtigkeit überwinden und gesund urtheilen lernen; sie werden sich nicht leicht durch Wortgeklingel betäuben, durch glänzende Phrasen blenden lassen; sie werden die Lehren der Moral nicht nur nachbeten, sondern begreifen und darnach handeln. Richtiges Denken wird sie schützen vor brutalem Materialismus, der in neuester Zeit bis zu einem wider alle sittlichen Grundsätze sich empörenden Nihilismus herabgesunken ist. — Freilich kann der Schulunterricht allein nicht Alles thun, die Hauptsache ist immer die Erziehung, und diese ist von einem großen Theile der Russen durchaus falsch aufgefaßt worden. Statt die Kinder so lange wie möglich im Elternhause zu behalten, entledigte man sich ihrer, wie in Frankreich, so bald man nur konnte, man schickte sie nach Instituten, wo mehrere Hundert Knaben oder Mädchen auf kaiserliche Kosten erzogen wurden — nicht etwa nur Arme oder Waisen, sogar Kinder reicher Leute; wir selbst kennen derer viele. Nun geben wir zwar zu, daß die meisten dieser Anstalten recht gut sind, daß man dort für die körperliche und geistige Ausbildung der Zöglinge sorgt, aber es ist absolut unmöglich, jeden Einzelnen im Auge zu behalten, wenn man kaum mit der ganzen Masse fertig werden kann, ein Uebelstand, der allen großen Instituten eigen ist. Von Entwickelung der Individualität, wie in der Schweiz, kann die Rede nicht sein, und doch ist das die Hauptsache. Bei dem früheren Zustande der Dinge, als die Leibeigenschaft noch das Fundament des ganzen Staates war, galt der einzelne Mensch nur wenig, man begnügte sich daher auch mit der Anfertigung des Räderwerks einer Regierungsmaschine von vierzehn Klassen Kraft; jetzt ist es anders, man muß freie Menschen erziehen, die mit Verständniß und Liebe für die Größe und den Ruhm ihres Vaterlandes zu arbeiten fähig sind, nicht geistige Proletarier, durch die Zwangsjacke der Form herangebildete Subjecte, welche sich selbst zur Last und dem Staate gefährlich sind.

Was wir vom Zuviel in den Gymnasien sagten, kann noch in weit höherem Grade auf die Militär-Lehranstalten angewandt werden.

Als Humboldt in Petersburg war, wurde er zum Examen in ein Cadettencorps (wenn wir nicht irren das Pagencorps) eingeladen. Man legte ihm das Programm vor; er durchflog es und gab es lächelnd mit den Worten zurück: „Ich muß mir nur gratuliren, nicht nach diesem Programm ein Examen ablegen zu müssen; ich gestehe, das wäre mir unmöglich.“ Nun, was einem Humboldt unmöglich war, das wurde von einem Cadetten gefordert, der sein Abiturientenexamen machte. Er mußte die russische, deutsche und französische Sprache und Literatur kennen; ein Botaniker, Mineralog und Anatom sein; ein Mechaniker, Physiker und Chemiker; die mathematischen und historischen Wissenschaften alle kennen; die Statistik der ganzen Welt bis in die kleinsten Details, denn er durfte ja nicht ignoriren, wie viel Ochsen jährlich in England geschlachtet, wie viel Löwen in der Sahara und wie viel Böcke in Rußland geschossen werden; er mußte Infanterist, Cavalerist, Artillerist, Ingenieur, Taktiker, Stratege und Gesetzkundiger sein — das Programm enthielt auch Jurisprudenz, Zakonowedenie, und noch viele andere Dinge, welche uns eben nicht einfallen. Zeichnen, Tanzen, Fechten, Reiten, Singen und vor allen die Handhabung der Waffen, das versteht sich von selbst. Zur Vollkommenheit fehlte ihm nur, daß er auch sagen konnte: Ich kann nähen, ich kann stricken, ich kann spinnen, waschen, flicken u. s. w.

Die Verfasser des Programms hatten nicht bedacht, daß sie es für Knaben entwarfen, denn die meisten Cadetten verlassen ja die Anstalt im achtzehnten Jahre; daß der größte Theil der obengenannten Gegenstände nicht allein tüchtige Vorkenntnisse erfordert, sondern auch eine Verstandesreife, die man in so zartem Alter nicht mit Recht erwarten darf, und daß die Studien durch eine Unzahl von Feiertagen gestört werden, so daß das Schuljahr sich kaum auf acht Monate reducirt. Es ist schön, die Jugend so vorzubereiten, daß sie darnach streben kann, im reifen Alter einst zu sagen: Homo sum, humani nihil a me alienum puto; aber solches schon von der Jugend fordern, das ist doch zum allermindesten unpraktisch.

Man fordere von Kindern, von jungen Leuten nicht mehr, als sie leisten können, und sehe mit unerbittlicher Strenge darauf, daß das Programm nicht allein nach dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach er-

füllt werde. Fordert man aber zu viel, so thun die Einen gar nichts — und diese gerade sind vielleicht die Fähigsten, die Anderen, welche ein gutes Gedächtniß haben, lernen auswendig, und was ein russisches Gedächtniß zu leisten vermag, ist in der That unglaublich. Wenn in den Cadettencorps der Gedächtnißkram eine so große Rolle spielte, so ist das vorzüglich den Sprachlehrern der unteren Klassen zuzuschreiben. Sie befolgten meistens eine veraltete Methode, welche darin besteht, alle Schüler zu gleicher Zeit laut lesen oder ihre Lection vorbereiten zu lassen.

Wenn man bei kleinen Kindern von sechs bis acht Jahren dann und wann so verfährt, so kann es sein Gutes haben: es amüsirt die Kleinen, zwingt sie zur Aufmerksamkeit und sie lernen mit Auge und Ohr zu gleicher Zeit. Befolgt man aber ein solches System immer, auch mit älteren Knaben, und haben diese wöchentlich drei oder vier deutsche und eben so viele französische Lectionen (jede zu anderthalb Stunden), dann gewöhnt man sie so sehr an das Mechanische, daß sie später ganz unfähig sind, mit dem Kopfe zu arbeiten, d. h. den Verstand und nicht das Gedächtniß allein zu gebrauchen. — Vor zwölf Jahren noch haben wir bisweilen Gelegenheit gehabt diese Unterrichtsweise zu sehen, und alle Professoren der historischen und mathematischen Wissenschaften waren einstimmig, daß, wenn die Schüler auch diese Gegenstände stets auswendig lernen wollten, es nur dem mechanischen System zuzuschreiben sei, welches in den Vorbereitungsklassen herrschte.

Vor sieben Jahren schickte einer unserer Freunde der Direction der Militärschulen ein Memoire zu, um sie auf die Mängel des Systems aufmerksam zu machen; er schlug vor, sie den Gymnasien gleichzustellen. — Sein Schreiben wurde keiner Antwort gewürdigt, wahrscheinlich weil der Tschin des Verfassers nicht hoch genug war.*) Doch

*) Die Tschinomanie geht bei uns bisweilen so weit, daß sich noch hier und da hochgestellte Generale finden, ja selbst Minister, welche Briefe, und wären es die wichtigsten, nur dann beantworten, wenn der Schreiber derselben einen hohen Tschin hat. Ausländern gegenüber verfährt man anders, und daß es für Russen noch Fälle giebt, wo es vortheilhaft für sie wäre, gar keinen Tschin zu haben, erhellt aus Folgendem: Se. Maj. der Kaiser geruhten einst die Dedication eines Buches anzunehmen und befahl, dem Verfasser ein Gnadengeschenk zu überschicken, einen Ring. Dieser kam nach langer Reise in so ärmlichem Zustande an seine Adresse, daß er tief unter denjenigen stand, welche I. Maj. die hochselige Kaiserin Mutter in Nizza, Schlangenbad, Genf ꝛc.

fanden wir einst in einer Petersburger Correspondenz des Nord einige Bemerkungen unseres Freundes wörtlich angeführt, aber ohne daß dieser genannt wurde.

Da wurde der Herr General Putiata zur Direction der Militär-Lehranstalten berufen, ein Mann, der tüchtige Studien gemacht hatte, die ihm anvertraute Branche genau kannte und mit Eifer an's Werk ging, um die nothwendigen Reformen einzuführen, durch welche allein man für die ganze Armee, nicht nur für die Garde und Specialwaffen, so gebildete Officiere heranziehen kann, wie die auch vom Feinde stets anerkannte Bravour der Soldaten es erfordert. Er that in kurzer Zeit viel, sehr viel, mußte sich aber leider aus Gesundheitsrücksichten zurückziehen, ehe er die unternommene Reform beendigen konnte. Möge sein Nachfolger den von ihm eingeschlagenen Weg verfolgen.

Ein Wort noch über die weiblichen Erziehungsanstalten.

Jules Simon sagte vor Kurzem: „Ich halte Mädchenschulen noch für nothwendiger als Knabenschulen." Er hat Recht, insofern die Schule auch Erziehung giebt und nicht Unterricht allein. Das Mädchen soll einst Frau werden, und die Frau ist die Familie; die Frau ist dazu geschaffen, das Moralische im Menschen hervorzurufen, zu entwickeln oder zu reformiren, sie ist die Zukunft — von der Frau hängt das Heil der Welt ab. Das mag Manchem überschwänglich klingen, ist aber doch unumstößlich wahr. Eben so banal ist es zu sagen: Wenn die Bildung eines Mannes aus der Art zu erkennen ist, wie er mit Frauen umgeht, wie er von ihnen denkt und spricht, so ist auch der sittliche Werth eines Volkes nach der Achtung zu messen, welche die Frauen sich zu erwerben wußten. — Diese allbekannten Grundsätze werden es erklären, daß wir

---

mit wahrhaft fürstlicher Großmuth den Gastwirthen und Bedienten zukommen ließ. Der arme Autor schrieb nach Petersburg, „daß er die Gnade, welche Se. Maj. ihm durch die Annahme der Dedication seines bescheidenen Buches erwiesen, mit tiefem Danke anerkenne, daß ihm diese Ehre vollkommen genüge," und schickte den Ring zurück. Der Empfänger des Briefes konnte eine solche Handlungsweise gar nicht begreifen. „Was erwartete denn der Buchmacher? Er hat einen seinem Tschin entsprechenden Ring erhalten; hätte er keinen Tschin, oder wäre er Ausländer, man hätte ihm wahrscheinlich etwas Besseres geschickt." — Der Tschin ist nun einmal in den Sitten und Gewohnheiten unserer Bureaukratie; ihn zu reformiren ist nothwendig, aber ihn plötzlich abschaffen, wie es Manche wünschen, wäre vielleicht noch nicht zeitgemäß.

auch auf eine Reform der weiblichen Erziehungsanstalten bringen oder noch besser des ganzen Erziehungssystems.

In kritischen Momenten hat das russische Volk bewiesen, daß es schnell auf den Ruf seines Monarchen sich um den Thron schaart, daß es wie ein Mann sich erhebt, wenn das Wohl des Vaterlandes es erfordert, und daß es zu so heiligem Zwecke kein Opfer an Blut und Geld scheut. Als im Jahr 1812 Napoleon an der Spitze des größten Heeres, welches die Geschichte kennt, in Rußland eindrang, da gaben die Armen freudig ihre Trauringe her, das Kreuz, das sie seit ihrer Geburt auf der Brust trugen — die Reichen gaben Millionen; einige errichteten auf eigene Kosten Infanterie- und sogar Cavalerie-Regimenter, die sie dem Kaiser darboten. Als vor einigen Jahren der Director des Invalidenfonds diesen um eine Million bestahl und sich dann vergiftete, fand sich Jemand, der diese Million aus seiner Tasche ersetzte, „denn unsere braven Soldaten, die für das Vaterland ihr Blut vergossen haben, dürfen nicht Mangel leiden." Auch während des Krimkrieges fanden sich Männer, die 25,000, andere, welche sogar 500,000 Rubel dem Vaterlande zum Opfer brachten. Diese Männer haben sich hoch verdient gemacht. Aber eben so verdient macht man sich um das Vaterland, wenn man für die geistige und sittliche Ausbildung des Volkes sorgt. Die Regierung Alexander's II. hat eine liberale Bahn betreten und dadurch bewiesen, daß sie das wahre Wohl des Volkes im Auge hat; sie weiß, daß der Schulmeister auf seiner Bank eben so viel zur Gesittung beiträgt, wie der Prediger auf der Kanzel; sie weiß, daß jede Schule eine Compagnie Gensd'armen und Schutzmänner unnöthig macht. Aber die Regierung kann nicht Alles thun, sie soll auch nicht Alles thun, die Bürger müssen selbst für sich sorgen und nicht immer Alles von oben her erwarten. Glücklicherweise fängt man an das bei uns zu begreifen. Seit der Emancipation haben viele Privatleute und Gesellschaften Schulen gestiftet, und Christen und Israeliten nehmen Theil an dieser segensreichen Bewegung: vor wenigen Tagen noch erwähnten die Zeitungen, daß neue israelitische Schulen in Bessarabien und den westlichen Provinzen eröffnet worden sind. Eben so lasen wir, daß der Besitzer eines Goldbergwerkes in Sibirien eine Million zur Errichtung einer Universität geschenkt und eine andere Million der Regierung auf zehn Jahre

ohne Interessen zur Verfügung gestellt habe, um Schulen zu errichten. Dieser edle Mann hat wahrlich eben so viel für sein Vaterland gethan, wie derjenige, der während des Krieges Regimenter auf seine Kosten errichtet.

Auf dieser Bahn muß eifrig und rastlos fortgeschritten werden, denn in der Volksbildung beruht der Wohlstand, die Ehre und die Macht eines Landes. Der Kaiser hat dem Volke die persönliche Freiheit gegeben; vom Volk allein hängt es ab, sich auch auf politische Freiheit vorzubereiten und sich derselben würdig zu machen.

Was wir von den Elementarschulen in Deutschland und der Schweiz sagten, gilt auch von den Gymnasien: sie sind besser als in anderen Ländern und den französischen und englischen weit überlegen.

Die Universität ist in Frankreich keineswegs wie in anderen Ländern eine aus vier, oder wenigstens aus drei Facultäten bestehende Hochschule, sondern gewissermaßen die Concentration, die Direction des Unterrichtswesens. Die Facultätswissenschaften werden in besonderen Schulen gelehrt, zu welchen man in den Lyceen und Gymnasien vorbereitet wird. Frankreich hat nur fünfundsiebzig Lyceen — wahrlich nicht viel für ein Land von vierzig Millionen, welches sich an der Spitze der Civilisation zu stehen einbildet. Die alten Sprachen werden dort gut getrieben, noch besser aber die mathematischen Studien, so daß die technischen Institute, wo es sich namentlich um die angewandten Wissenschaften handelt, ganz vorzüglich sind und zu den besten gehören, die Europa besitzt. Aber die Gymnasien, eigentlich nichts anders als Repetitionsschulen der Lyceen, sind außerordentlich mangelhaft. Ein wenig Latein, Griechisch und Mathematik — das ist Alles. Die übrigen Unterrichtsgegenstände, als Geschichte, Geographie, Statistik und neuere Sprachen stehen zwar auf dem Programm, sind aber vollkommen vernachlässigt, woran die Methode sowohl als der Nationalcharakter schuld sind. Ein deutscher Gelehrter, Dr. Rosenfeld, sagt:

„Die französische, namentlich die Pariser Jugend ist so ungelehrig, daß sie fremde Lehrer zuerst in Erstaunen, dann zur Verzweiflung, dann zum Lachen bringt.“ Zu der Ungelehrigkeit kommt noch die Eitelkeit: Theatralische Preisvertheilungen sind dort nothwendig und dienen als Reclame für die Institute; mit der Distribution des prix wird daher

ein Unfug getrieben, von welchem man nirgends eine Idee hat. Ueberall bedarf wohl die Jugend der Anregung und Aufmunterung durch Wort und That, allein hier ist die Stimmung so erkünstelt und überreizt, daß herkömmlich der beste Junge ohne Aussicht auf gloire, auf Preise, um keinen Preis etwas lernt. Ein Preis in der Sorbonne, beim Concurs der vereinigten Collegien, ist der erste Gedanke und das letzte Ziel des Studirenden, der wirklich studirt. Damit nun ein Haus seinen angestammten Ruf, seine Firma behalte, müssen seine Zöglinge so und so viel, diese und jene Preise erlangen. Darum auch unterrichten die Lehrer mit unermüdlichem Fleiße die preisfähigen Subjecte, während die andern — und dies ist die Mehrzahl — ihnen nothwendig entgehen. Diese schleppen ihre Unlust aus einer Klasse in die andere und gelangen am Ende ihrer Studienbahn in eine Unwissenheit, die Mitleid erregt. Die Zöglinge vorderen Ranges erringen die Preise, und wer nicht schwimmen kann, geht unter. Bei Mathematik und Physik hat man das Vorrecht, sein Latein zu vergessen; Geschichte und Geographie werden, wie oben bemerkt, mit einer Oberflächlichkeit betrieben, die nicht oberflächlicher sein kann; einmal in der Woche werden deutsche oder englische Themata gemacht, d. h. von einer der beiden modernen Sprachen so viel gelernt, um sie für das ganze Leben zu fürchten oder zu hassen. Kurz nach dem Austritte aus dem Gymnasium verläßt den armen Jüngling seine untreue Latinität, weil er ihrer selbst untreu gewesen ist, und nun steht die verlassene Intelligenz da wie eine Schiffbrüchige. Wie fähig und brauchbar wäre der junge Mann geworden, wenn er seine Zeit nützlich angewandt, allgemeine Länder- und Völkerkunde, Geographie, Universalgeschichte und moderne Sprachen gelernt hätte! Bei so falschem Unterrichtssystem müßten Andere zu Grunde gehen. Der Franzose aber hilft sich leicht durch Tact, Mutterwitz und savoir faire.

Wir haben oft den Preisvertheilungen beigewohnt in kleinen und großen Instituten ersten Ranges, und stets gefunden, daß die Gekrönten außer dem Gegenstande, für welchen sie einen Preis erringen, durchaus keinen Vergleich mit einem deutschen oder russischen Secundaner aushalten können.

In einem der ersten Lyceen von Paris stellte man uns jedoch einen jungen Mann von 18—19 Jahren vor, der ein wahres Wunder sein

sollte; er hatte zwar nur zwei oder drei Preise erhalten, eigentlich aber hätte er einen Hauptpreis für alle Unterrichtsgegenstände verdient. Des Lobes war kein Ende, und der junge Mann nahm Alles so ruhig, mit solchem Selbstbewußtsein in Empfang, als ob er das deutsche Wort: Nur Lumpen sind bescheiden vollkommen zu würdigen wüßte. „Stellen Sie doch einige Fragen an ihn," sagte man uns, was wir natürlich bleiben ließen, besonders da der Professor der deutschen Sprache uns zuraunte: „Um's Himmels willen nur kein Deutsch, er versteht kein Sterbenswörtchen." Als aber der Director des Lyceums nicht abließ und immer und immer von des jungen Mannes seltener Reife, von seiner profondeur, von seiner philosophie sprach, daß er so ganz außerordentlich réfléchi sei, so erlaubten wir uns einen kleinen Scherz. „Ein Stück Brod ist besser als der Himmel", denn

1. nichts ist besser als der Himmel;
2. ein Stück Brod ist besser als nichts;

ergo ist ein Stück Brod besser als der Himmel. —

Der junge Laureat lachte natürlich, aber trotz seiner philosophie, seiner profondeur, ja ungeachtet seines esprit konnte er es doch nicht dahin bringen, uns unser Unrecht zu beweisen.

Der esprit français in der Conversation, in der Phrasenmacherei ist bekannt genug, er ersetzt aber natürlich wahre Kenntnisse nicht, und eben deshalb finden wir in der Pariser Tagespresse, in sonst ganz gut geschriebenen Artikeln, Fehler, die anderswo unmöglich vorkommen können, eine Oberflächlichkeit, die fast unglaublich ist. Einige Beispiele mögen als Illustration dienen.

Als im Jahre 1856 Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland nach Nizza fuhr, um dort den Winter zuzubringen, sagte die Patrie: „Se. K. Hoh. der Prinz von Carignan begrüßte I. Maj. in Altona am Langensee." Daß dies nicht ein Fehler des Setzers ist, erhellt ganz deutlich aus dem Folgenden, wo es einige Zeilen weiter zum zweiten Male heißt: à Altona sur le Lac Majeur.

Vor Kurzem suchten die Griechen bekanntlich einen König, und ihre Wahl fiel unter Anderen auch auf den verwittweten König von Portugal. Der Constitutionnel bewies sogleich, daß die Wahl nicht glück-

licher getroffen werden könnte, denn Portugiesen und Griechen bewohnen ja beide die Küsten des mittelländischen Meeres, beide gehören derselben Race an.

Im Pays (28. September 1857) lesen wir ein Langes und Breites über die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Stuttgart. Daß die fremden Namen, besonders die russischen, auf's Schauderhafteste entstellt sind, versteht sich von selbst und mag noch hingehen; aber M. le Comte de Benkendorf, ministre de *Venise* à Stuttgard — das ist denn doch etwas zu stark.

Der Constitutionnel (26. September 1857) sagt: Martha ist von einem französischen Componisten, H. von Flotow, de son vivant membre de l'Académie des Beaux-Arts.

Ein deutsches Journal spricht von der Leipziger Messe, und sagt unter Anderem: „Der Fürst aus Nordhausen wird natürlich nicht fehlen und mit seinen Rittern, Geistern und Räubern über die armen Buchhändler herfallen.“ — Darauf bezieht sich das Journal des Débats: Welch ein trauriger Zustand, daß man in Deutschland, trotz aller Gelehrsamkeit, doch noch an Geister glaubt; auch sind die Straßen dort noch so unsicher, daß friedliche Kaufleute sich nicht nach Leipzig wagen können, sans être attaqués par le Prince de Nordhouse suivi de ses brigands.*)

Philaret Chasles, ein hochberühmter Professor am Collége de France, ein Akademiker, spricht über Schiller, und da seine Zuhörer nicht deutsch verstehen, so übersetzt er Einiges, namentlich aus Wilhelm Tell. Unter

---

*) Doch auch deutsche Journale machen bisweilen ähnliche Schnitzer. Der Kladderadatsch z. B. spricht noch jetzt oft von Plonplon; das ist ein Anachronismus. Im glorreichen Jahre 1848 brauchte eine gewisse Partei einen Namen — stellte deshalb einen unbedeutenden Menschen an ihre Spitze, welcher nicht gewahr wurde, daß man ihn nur zum Aushängeschild gebrauchte, sondern albern genug war, seine Rolle ernsthaft zu nehmen, und allerlei unsinniges Zeug schwatzte. Das Volk nannte ihn Plonplon, so viel wie Hampelmann, oder auch als Onomatopo, so viel wie Leeres Strohdrescher. Als er aber auf den seltsamen Einfall kam, während des Krieges nach der Krim zu gehen, ohne zu bedenken, daß man dort Mann und nicht Hampelmann sein müsse, überkam ihn eine Krankheit, an welcher gewöhnlich nur Kinder leiden, die Furcht haben; er lief davon, und die Zuaven, Menschen denen nichts heilig ist, nicht einmal die Feigheit, tauften ihn Craintplomb, ein Name, den er seitdem behalten hat.

Anderem: Ich stehe wieder auf dem Meinigen! (V. 2.) Me voilà de retour à Meiningen!

Doch glaube man nur ja nicht, daß Unkenntniß der Geschichte und Geographie, Oberflächlichkeit und Leichtsinn nur in Behandlung von Fragen, die das Ausland betreffen, vorkommen; oft findet man dasselbe, wenn es sich um Frankreich, um das eigene Vaterland handelt. Die Opinion nationale machte im Juni vorigen Jahres die Bemerkung, daß an den vier Ecken des Pont de la Tournelle in Paris mit goldenen Lettern auf prächtigen Marmortafeln die Inschrift zu lesen ist: Pont construit sous le règne de Louis XIII, 1656. Im Jahre 1656 war Ludwig XIV. achtzehn Jahre alt und regierte schon seit dreizehn Jahren.

Noch einmal: Die französischen Specialschulen sind gut, sehr gut; für den Unterricht der Realwissenschaften und der neueren Sprachen wird aber in den Gymnasien nur sehr wenig gethan, und dies Wenige ist so oberflächlich, daß die Masse des Volkes in grober Unwissenheit schwelgt. Das ist jedoch nicht der einzige Fehler des jetzigen Systems; einen ungleich größeren finden wir darin, daß Louis Napoleon gleich nach seiner Thronbesteigung, um die Geistlichkeit zu gewinnen, ihr gestattete sich eines großen Theiles der Schulen zu bemächtigen. Die verderblichen Folgen waren bald sichtbar und werden trotz der wahrscheinlich baldigen Reform vom ganzen Lande noch viele Jahre schmerzhaft empfunden werden.

Nach der Statistique de la France

vom Jahre 1855 enthielten	1841	1851	
die Gymnasien und Pensionate	104,251 Schüler	98,355	— 5,896
die Seminarien	6,405 „	23,472	+ 43,517
die religiösen Gesellschaften . .	10,905 „	37,355	

In zehn Jahren haben also die bürgerlichen Schulen 5896 Schüler verloren, die geistlichen aber dreiundvierzigtausend fünfhundertundsiebzehn gewonnen, und jetzt ist der größte Theil der Jugend in den Händen der Pfaffen!

In Schule und Haus muß die Religion als Grundlage dienen, den Religionslehrern gebührt daher auch stets ein gewisser Einfluß auf Unterricht und Erziehung, aber der Geistlichkeit die Oberaufsicht, die alleinige

Direction der Schule anvertrauen, ist überall ein Fehler, weil eine Corporation ihrer Natur nach immer einseitig und zu Uebergriffen geneigt ist, und unter solcher Leitung eine Schule unmöglich gedeihen kann, vorzüglich wenn diese aus verschiedenartigen religiösen Elementen zusammengesetzt ist, Katholiken, Protestanten, Griechen, Juden und Mohamedaner in einer Schule beisammen, können wohl von Laien unparteiisch dirigirt werden, aber nie und nimmermehr von der Geistlichkeit einer dieser Confessionen oder Religionen, und da Parteilichkeit und Ungerechtigkeit unzertrennlich sind, so können wir auch vom Priesterregimente kein Heil erwarten. Und nun eine Hauptfrage: Unterricht und Erziehung gehören zusammen, in der Schule lernt das Kind nicht allein Sprachen und Wissenschaften, sondern es wird zum Menschen und Bürger, zum sittlichen Individuum herangebildet. Kann das die Aufgabe einer römischen Congregation sein? Die Priester der orientalisch-katholischen, protestantischen und anglikanischen Kirche sind verheirathet, und die Ehe ist eine Garantie der Sittlichkeit; sie sind Familienväter, Bürger des Staates, welchen sie bewohnen, dessen Gesetze sie befolgen, dessen Monarchen sie verehren. Nicht so verhält es sich mit den Priestern der römischen Kirche.

Der Bischof von Rom hat es einst für gut befunden, sich von der allgemeinen christlichen Kirche zu trennen und sich zum Chef eines Theiles derselben aufzuwerfen; er hat später den Titel Stellvertreter Gottes auf Erden angenommen, d. h. sich zum Vicegott erklärt. Wir halten das zwar für eine Blasphemie, erstaunen aber darüber nicht, weil die Geschichte uns auch andere Menschen nennt, die sich für Götter gehalten haben. Wenn er aber, ungeachtet des klaren Bibeltextes: Oportet episcopum irreprehensibilem esse, unius uxoris virum, den Priestern die Ehe verbot, so ist das eine gewaltsame Losreißung von allen Familien- und Nationalinteressen, ein Eingriff in die Naturrechte und Bürgerrechte zu gleicher Zeit, und wenn die päpstliche Geistlichkeit, ungeachtet des Cölibats, doch so viele biedere und sittenreine Mitglieder aufzuweisen hat, so ist das ein Beweis mehr, daß man nie an der Menschheit verzweifeln muß: auch die unnatürlichsten, wahnsinnigsten Gesetze vermögen nicht alle Menschen zu demoralisiren. Aber unleugbar ist doch, daß der Cölibat der Sittenlosigkeit Vorschub leistet, sie entwickelt, wenn die Keime dazu sich vorfinden, oder sie erweckt und befördert, wo

sie, ohne die erzwungene Ehelosigkeit, nie zum Vorschein gekommen wäre; unleugbar ist es doch, daß die römischen Priester die Worte des Evangeliums: Reddite quae sunt Caesaris, Caesari nie anders übersetzen als: Gieb dem Papste, was des Kaisers ist, denn der Papst, der Papst allein ist ihr Fürst, an den sie durch einen besondern Eid gebunden sind; ihrem legitimen Landesherren unterwerfen sie sich nur, so lange es ihr (Kirchen-) Interesse erfordert. Das ist stets so gewesen, das wird und muß so sein, die Constitution der römischen Priesterschaft ist unveränderlich, und man kann von ihnen Allen sagen wie von einem Theile derselben: Sint, ut sunt, aut non sint.

Dem scharfen, durchdringenden Verstande Louis Napoleon's konnte das natürlich nicht entgehen; er wußte wohl, daß die Priester sich der weltlichen Obrigkeit nur so lange unterwerfen, als Staat und Kirche einig sind, daß diese aber die Staatsinteressen stets unbedenklich preisgiebt, sobald es ihr Sonderinteresse erfordert; daß das Volk, je ärmer und unwissender, auch ein desto ergebeneres Werkzeug der römischen Geistlichkeit ist, und daher nie und nimmermehr unter der ausschließlichen Leitung der Priester zu treuen gehorsamen Bürgern, zu sittlichen Menschen erzogen werden kann. Napoleon wußte das Alles, und dennoch brachte er die Zukunft der Gegenwart zum Opfer! — Jetzt sieht er den ungeheuern Fehler ein, den er begangen hat. Die 75 Lyceen haben ungefähr 30,000 Schüler, die 275 Gymnasien fast eben so viel, indeß die 125 kleinen Seminarien 120,000, und die anderen Geistlichen Schulen 75—80,000 Schüler zählen (Journal de Genève, 1864. No. 195). Wenn diese Zahlen beweisen, wie sehr die Anzahl der Schüler in den von Laien dirigirten Schulen abnimmt, d. h. in den Schulen, wo allein der Jugend ein Unterricht ertheilt werden kann, wie ihn die Civilisation erfordert, so beweist auch fast jede Nummer der Gazette des Tribunaux, daß die geistlichen Genossenschaften die Kinder oft auf's scheußlichste mißbrauchen. Die Lehrer werden zwar bestraft, sie wandern in's Zuchthaus oder auf die Galeeren, aber es ist zu spät, denn die Jugend ist schon vergiftet, sie fällt den ekelhaftesten Lastern anheim, und nur so allein können wir es erklären, daß ungeachtet der unstreitbar großen Fortschritte, welche das Volk seit fünfzehn Jahren gemacht, dennoch die Sittlichkeit in Frankreich verfällt. So eben lesen wir, daß unter den siebzehn Processen, welche

im Juni vor dem Assisenhof des Departements der Gironde verhandelt worden, nicht weniger als sieben Angriffe gegen die Schamhaftigkeit betrafen! Und sowie in Frankreich, ist's in Belgien, wo leider auch eine große Anzahl Schulen von geistlichen Genossenschaften geleitet werden; dort vergeht fast kein Tag, an welchem die Justiz nicht genöthigt wäre, irgend einen Skandal zu constatiren, der in religiösen Erziehungsanstalten unter dem Deckmantel der Religion verübt wird. Wir wagen es nicht, die ekelhaften Details zu erzählen, welche in dem Processe vorkamen, der am 7. September d. J. in Gent verhandelt wurde. Im dortigen Waisenhause haben die Mitglieder einer geistlichen Congregation Jahre lang Missethaten ausgeübt, vor welchen man entsetzt zurückschaudert. Welch ein Mitleiden muß man haben mit der Jugend, die solchen Gefahren ausgesetzt ist, denn auch diejenigen, welche nicht Opfer des Verbrechens waren haben sich doch dem scheußlichen Einflusse desselben nicht entziehen können. Die Kinder, welche verhört wurden, drückten sich so schmutzig aus, daß man bald erkannte, wie Scham und Schande ihnen vollkommen unbekannt waren. Welche Luft athmet man in diesen geistlichen Anstalten! Wie ist es möglich, Vertrauen zu haben zu Congregationen, die ihren Zöglingen eine Sprache lehren, deren sich die gemeinsten Häuser schämen würden. Und doch giebt es noch Leute, welche die geistlichen Erziehungsanstalten unseres Landes für eine Wohlthat halten, Leute, welche glauben, daß eine Kutte allein vollkommen genüge um den ersten Besten zu befähigen, Erzieher zu sein. — Man glaube ja nicht, daß solche Fälle etwa nur seltene Ausnahmen sind; nein, sie wiederholen sich so oft, daß die Ausnahme zur Regel zu werden droht. (Indépend. Belge, 28. Sept. und 6. Octob. 1864.) So auch sogar in der Schweiz: vom 1. Jan. 1861 bis zum 1. Juni 1863 sind dort von den Lehrern von 34,873 Laienschulen 99 gerichtlich verurtheilt worden; neunzehn für Verbrechen und achtzig für Vergehen. Aber unter den Lehrern von 3531 geistlichen Schulen sind 55 verurtheilt worden: dreiundzwanzig für Verbrechen und zweiunddreißig für Vergehen. Die Proportion ist bei den bürgerlichen Lehrern weniger als eins unter 390, und mehr als eins unter 70 Geistlichen.

Es wäre in der That besser, wenn die Anhänger der römischen Kirche ihre Kinder gar nicht in die Schule schickten, als in solche, wo

die Sitten Gefahr laufen, denn qui proficit in litteris et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.

Was das englische Schulwesen betrifft, so ist es in Hinsicht der Einseitigkeit dem französischen ganz gleich. Oxford und Cambridge bilden ganz ausgezeichnete Lateiner, Griechen und Mathematiker, die Facultätswissenschaften werden zwar in einigen Specialschulen gelehrt, aber die Mehrzahl der Aerzte und Advocaten lernen ihre Wissenschaft praktisch, jene unter der Leitung eines geschickten Chirurgen oder Arztes in Hospitälern, wo sie zu gleicher Zeit die Medicamente bereiten; diese arbeiten bei einem Rechtsgelehrten, bis sie nach und nach durch Routine die Gesetze kennen und sie anwenden lernen. Nach einem Diplom wird nur in seltenen Ausnahmsfällen gefragt; wir kennen dort Aerzte, Advocaten und Apotheker, welche nie studirt, keinerlei Examen bestanden und natürlich auch kein Diplom, aber doch sehr große Praxis haben. Und sie sind geschickte, ausgezeichnete Specialisten, freilich aber auch nur Specialisten und zwar so einseitige, wie man sie in anderen Ländern fast nie findet.

Die Universitäten unterscheiden sich von den anderen Schulen dadurch, daß auf jenen sich nur die Studenten unter einander prügeln, in diesen aber die Schüler auch von den Lehrern geprügelt werden. Sogar in Eaton und Harrow, zwei Anstalten, welche Oxford und Cambridge unmittelbar folgen, ist der Stock an der Tagesordnung, und nicht selten kommt es vor, daß Schüler, deren Commission schon unterschrieben war, d. h., welche schon als Officiere zählten, noch vor der ganzen Klasse ausgepeitscht wurden. — So viel über die Disciplin. — Was den Universitätsunterricht betrifft, so beschränkt er sich auf gar zu wenige Gegenstände: Mathematik, viel Latein und Griechisch, und Hebräisch für Theologen; in den Gymnasien ist es eben so, das Hebräische natürlich ausgenommen. Es versteht sich von selbst, daß Anstalten, welche zum Zwecke haben auf Grundlage todter Sprachen classische Bildung zu ertheilen, nicht den Massen, sondern nur dem begabteren und gelehrigeren Theil der Jugend zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit haben; ohne die classischen Studien zu vernachlässigen, müßten sie doch mehr neuere Sprachen und Geschichte lernen, denn ohne diese kann man zwar ein ausgezeichneter Specialist werden, was für Manche gut, recht gut ist — aber ohne Geschichte und neuere Sprachen hat man doch stets nur einen

beschränken Horizont, man ist engherzig. So ist der Engländer von Natur; Sitten und Gewohnheiten prägen ihn nur noch mehr aus, und die Schule thut nichts, um ihn anderen Völkern näher zu bringen.

Auf dem Festlande sind die Völker nur wenig von einander getrennt, sie stehen einander nicht schroff gegenüber; man ist nicht mehr in seinem Vaterlande und hört doch noch seine eigene Sprache; man hat die Grenze noch nicht überschritten, und schon hört man fremde Laute. Und wie mit der Sprache, so ist es auch mit den Sitten und Gebräuchen, die nach und nach in einander aufgehen. Die Häuser sind groß, sie werden von mehreren Familien bewohnt, die Menschen sind einander nahe, sie können sich auf die Länge nicht fremd sein. Die Individualität mag dadurch an scharfen Umrissen verlieren, sie wird aber humaner, weltbürgerlicher, was auch während der größten Aufregung, in Kriegszeiten nie verleugnet wird. Mißtrauen, Haß und Verachtung des Fremden existirt nirgends, denn man ist ja einander nicht fremd, man ist beisammen, der Egoismus findet zu wenig Raum, um die Völker von einander fern zu halten, und gelingt es ihm, so ist es nur auf kurze Zeit. Nicht so verhält es sich mit dem Engländer, der allein und abgeschlossen dasteht; er ist eine Welt für sich, nicht allein bis zum Meere, das ihn von der Außenwelt trennt, sondern auch von dem eigenen Lande, wo er allein mit seiner Familie wohnt in einem Hause, das verschlossen und abgeschlossen ist wie eine einsame Burg im Mittelalter, wo der Zugang auch nur nach langem Parlamentiren gestattet war. Doch es genügt ihm nicht, daß die Natur ihn von fremden Völkern, daß sein hermetisch verschlossenes Haus ihn von seinen Nachbarn trennt; auch im Innern seines Hauses will er von den Mitbewohnern desselben, von seinen Brüdern und Schwestern getrennt sein, oder wenigstens leicht getrennt sein können, sobald es ihn beliebt; darum baut er nur selten zwei ineinandergehende Zimmer, jedes hat nur eine Thür, wie die Zelle eines Klosters oder Gefängnisses. Der Insularismus, der mit der geographischen Lage des Landes anfängt, der durch Sitten und Gewohnheit befestigt und ausgeprägt wird, mußte auch eine eigene Religion und Staatsverfassung haben, die von jeder andern auf dem Continente verschieden ist.

So lange Heinrich VIII. den Papst brauchte, war er sein erge-

benster Anhänger und bekämpfte nach Kräften die Denk- und Glaubensfreiheit; als literarischer Lanzknecht schrieb er wider Luther den Sohn des Teufels, und gewann dadurch den Titel, „Vertheidiger des Glaubens." Als aber der Papst der vielen Ehescheidungen müde war und nicht immer von Neuem anfangen wollte, da machte sich der dred Sovereign von Rom los und erklärte sich selbst zum Oberhaupt der englischen Kirche. Diese kann daher auch nur insofern für protestantisch gelten, als sie die Oberherrschaft des römischen Bischofs nicht anerkennt, von der eigentlichen protestantischen Kirche aber, wie sie von Luther gebildet wurde, ist sie durch Ursprung und Form durchaus verschieden. Luther lehrte, Heinrich befahl; jenem folgte man aus Ueberzeugung, dieser ließ einfach die Wahl zwischen Tod oder Lossagung von Rom. Luther suchte zum reinen Christenthume zurückzukehren; Heinrich behielt vom Papismus Alles, was ihm als Despoten diente, den unfreien Geist, die starren Formen, und nahm der römischen Lehre nichts als die Poesie, die Gluth, das Herzliche, konnte aber oder wollte sich auch nicht zum Protestantismus erheben, welcher ihm viel zu freisinnig war. Die anglikanische Kirche ist daher auch nichts als ein depoetisirter Papismus und gleicht einem Schmetterlinge, dem eine rohe Hand seine Farbenpracht geraubt hat, ein Fitz-Katholicismus mit einem Querbalken im Wappen, wie Robert Sheil sagt: Diese Kirche mag dem Geiste und Charakter des Landes entsprechen, aber protestantisch ist sie doch keineswegs. Politisch ist England nichts Anderes, als eine aristokratische Republik mit monarchischen Formen: der König ist erblicher Präsident, das Land gehört aber buchstäblich der Aristokratie. Als Wilhelm der Eroberer sich des Landes bemächtigt hatte, ließ er zwar aus einigen Provinzen die Einwohner ausrotten, um königliche oder vielmehr Privat-Jagdreviere daraus zu bilden, den ganzen Grund und Boden aber vertheilte er unter seine Ritter, und so ist es bis heute noch geblieben. Nach Cobden befinden sich heute noch neunzehn Zwanzigstel des Grundeigenthums von Großbritannien im Besitze von wenigen Tausend Familien, und da Grundeigenthum dort Macht ist, so gehört auch faktisch England den Landlords, was die durch Handel und Industrie bereicherte Geldaristokratie nicht ungern sieht, da sie fast ganz aus den jüngeren Söhnen des Adels hervorgegangen ist, oder mit ihm in den engsten Familienbeziehungen

steht, und deswegen auch stets mit dem Adel vereint sowohl gegen die Krone als gegen das Volk Front macht. Ohne diese Verbindung würde es der Aristokratie wahrscheinlich unmöglich gewesen sein, die Katastrophe von 1688 herbeizuführen.

Die Stuarts waren Könige von Gottes Gnaden und besaßen durch die legitime Thronfolge auch die Macht, welche bei allen civilisirten Völkern von der Legitimität unzertrennlich ist; der Adel verlor täglich mehr und mehr von den Vorrechten, die er im Laufe der Zeiten der Krone entrissen oder sich auf andere Weise angeeignet hatte; sogar der Reichthum, obgleich doch immer ein Mittel, um zu Einfluß zu gelangen oder ihn auszuüben, war nichts als eine stumpfe Waffe, denn die Krone war reicher als der Adel, sie hatte sich von den confiscirten Gütern der römischen Geistlichkeit den Löwenantheil zugeeignet, und als Jacob II., der letzte Stuart, Ludwig XIV. zum Vorbilde nehmen und die königliche Macht erweitern und sichern wollte, so begriff die Nobility wohl, daß sie, um den drohenden Sturm zu beschwören, einen Monarchen haben müsse, der geneigt wäre, eine Krone ohne Macht anzunehmen; einen König, der sich damit begnügen wollte, der Nation den Willen der Aristokratie bekannt zu machen, dieser aber die Regierung zu überlassen. Man brauchte nicht weit zu suchen, Wilhelm von Oranien lauerte ja schon längst auf eine günstige Gelegenheit seinen Schwiegervater vom Throne zu stoßen. „Es wäre kindisch, zu glauben, daß der Stadhouder nicht schon vor dem Rufe, welcher 1688 an ihn erging, den Wunsch gehegt hätte, den englischen Thron zu besteigen, oder daß ihm die Machinationen fremd gewesen wären, die ihm die Krone verschaffen sollten." — (Guizot, Disc. sur la Rév. d'Angl.) Die verschmitztesten Köpfe arbeiteten für den Herrn Schwiegersohn, der ihre Creatur, ihr Wahlkönig werden sollte, denn der Sohn Jakob's, sein legitimer Nachfolger, mußte natürlich mit dem Vater zugleich beseitigt werden; sie gewannen die Schwachen, sie lähmten die Getreuen, und als der Prinz von Oranien an der Spitze einer Armee in England landete, war der verrathene König unfähig, dem Prätendenten zu widerstehen. — er mußte fliehen.

Die Revolution von 1688 war durchaus nicht das Werk der Volkserhebung, sondern eine lange vorbereitete Ueberraschung, welche der schnödeste Verrath nur mit Hilfe fremder Waffen ausführen konnte um die

ganze Regierung, die innere und äußere Politik des Reichs in den Händen des Adels, zu dem später noch die Geldaristokratie kam, zu concentriren, und wenn diese Usurpation auch nicht durch das Glück gerechtfertigt wurde, welches dem Volke daraus erwuchs, so wußte sie sich wenigstens Verzeihung zu erwerben durch die Größe, welche sie dem Lande verschaffte. Die königliche Macht ist seitdem nichts als ein Schattenbild, ungeachtet des künstlichen Glanzes, welcher den Thron umgiebt, um das Volk zu blenden. Die englische Loyalty, die fast göttliche Verehrung, welche der Krone gezollt wird, erinnert stets an Japan. Auch dort gab es einst einen Mikado, dem seine Großen das Scepter entrissen. Was sollten sie mit dem unglücklichen Monarchen anfangen, ihn tödten? Nein, einer der Lehnsfürsten hätte sich ja früher oder später zum Herrscher aufwerfen können, und dann wäre das Verbrechen unnütz gewesen. Um den gefangenen Mikado unschädlich zu machen, erhob die Aristokratie ihn zum Gotte; man nahm ihm den Thron und gab ihm dafür einen Altar; er blieb Gefangener, dem göttliche Ehren gezollt werden — aber auch nichts mehr. In Japan wie in England opfert man dem Mikado Weihrauch, man liegt auf den Knieen vor ihm, die Macht aber gehört den Siogung allein.

England ist noch mehr durch Religion und politische Organisation von dem Festlande geschieden, als es von diesem durch das Meer getrennt wird, und die allseitige Vereinsamung mußte nothwendig dem Geiste und Charakter des Volkes eine ganz eigenthümliche Richtung geben, ihm nach und nach die Vortheile verschaffen, deren es sich erfreut, aber auch die Nachtheile, die Eigenheiten, die Fehler, durch welche es sich auszeichnet. — Jede Familie in ihrem Hause, jeder Einzelne in seinem Zimmer hat sich nach seiner Individualität einen eigenthümlichen Confort geschaffen, der ganz insularisch ist und mit der continentalen Wohnlichkeit durchaus nichts gemein hat. Der Familienvater sagt: My house is my castle, er ist alleiniger Herr in seinem Hause, welches Niemand ohne seine Erlaubniß betreten darf; er läßt aber jedem Mitgliede desselben die vollkommene Herrschaft in seinem Zimmer, und auch dieses darf von den Mitbewohnern nicht ohne besondere Erlaubniß betreten werden. Mit dieser Hausordnung fängt das Selfgovernment an; jeder ist auf sich selbst angewiesen, er muß wissen, was ihm noth thut, und damit er für sich

sorgen könne, muß er seine Sphäre so genau wie möglich studiren, aber sie nicht überschreiten, sondern sich dem Willen des Hausvaters unterwerfen. Genau dasselbe finden wir im öffentlichen Leben; damit das Volk für sich selbst sorgen könne, studirt es seine Bedürfnisse, jede Klasse in ihrem Kreise, und diesen zu überschreiten fällt Niemand ein, denn sonst würde auch der Einzelne nicht mehr frei, nicht Herr in seiner Sphäre sein; die Gewohnheit, sich dem Willen des Familienchefs zu unterwerfen, macht die Achtung des Gesetzes leicht. Die Sitte der Jugend, eine gewisse Freiheit und Unabhängigkeit innerhalb bestimmter Grenzen zu gestatten, verleiht ihr auch bald so viel Festigkeit, daß sie weit früher als auf dem Continente reif und selbstständig ist, die Freiheit begreift und sie zu schätzen versteht. — Die insulare Lage begünstigt stets die Verbreitung der Freiheitsprincipien; diese haben daher auch in England frühzeitig Wurzel gefaßt, und zwar um so fester, je längere Zeit sie brauchten, um sie ganz volksthümlich auszubilden und geltend zu machen.

Das sind einige von den vielen Vortheilen, welche unserer Meinung nach aus der Abgeschlossenheit Englands entspringen; alle hier herzuzählen, würde uns zu weit führen, wie es uns auch zu weit führen würde, wenn wir von allen Nachtheilen sprechen wollten. Nur eines einzigen erwähnen wir: des Insularismus. Mit diesem Worte bezeichnet Thackeray den Grundzug des Charakters seiner Landsleute, und in der That könnte es nicht glücklicher gewählt werden. Jeder Engländer ist eine auf sich angewiesene Insel, geographisch und politisch, religiös und social; er ist durch Erziehung und Unterricht dahin gebracht worden, nur sich allein im Auge zu haben; er kennt daher auch kein anderes Interesse als das eigene.

Durch rationellen Schulunterricht könnte seine angeborene Ichsucht in etwas gemildert werden, das geschieht aber leider nicht; er lernt fremde Völker weder durch Literatur noch Geschichte kennen, er weiß nicht, daß jenseits des Meeres auch Menschen wohnen, den Engländern ebenbürtig oder überlegen durch ihre sittliche oder intellectuelle Ausbildung, Menschen, denen er Achtung schuldig ist. Man sagt in Haus und Schule entweder nichts vom Auslande, oder nur solche Dinge, die ihm Mißtrauen, Haß oder Verachtung einflößen; er ignorirt daher vollkommen alles Fremde, oder er hält sich für absolut überlegen — andere Völker existiren für

ihn nur, um ausgebeutet zu werden, eine Art von Guano zu Englands Gedeihen, und da er der größte Handelsmann der Welt ist, das Geld also der Anfang und das Ende seines Strebens — nicht etwa einzig und allein, weil es ihm Genuß verschafft, sondern weil er nur dadurch zu Ansehen, Würde und Macht gelangen kann — so hält er auch kein Mittel für unerlaubt, wenn es ihn nur zum Ziele führt; „die Liebe zum Gelde,“ sagte Lord Ellenborough im Oberhause am 27. Juli d. J., „ist die Alles verdrängende Leidenschaft des englischen Volkes.“ Sein Patriotismus besteht weniger in der Liebe zum Vaterlande, als aus Haß gegen das Ausland; sein Nationalsinn ist nichts weiter als Hochmuth und Verachtung alles Fremden, und so gelangt er bald dahin, ein doppeltes Individuum in sich zu tragen: den Menschen und den Engländer. Der erstere kann sanft, gutmüthig, bieder und edelherzig sein, kommt er aber mit letzterem in Conflict, so zieht er sich augenblicklich zurück, der Engländer nimmt überhand, und vom Menschen bleibt auch keine Spur. Darum die Achtung des Gesetzes daheim und die Verachtung desselben in der Fremde; seine Mäßigung zu Hause, und der Mißbrauch seiner Macht dem Ausländer gegenüber, die Härte, mit welcher er den Schwachen behandelt und die Gerechtigkeit verhöhnt, so bald nicht sein Interesse ihm Schonung gebietet. — Als die Macdonald'sche Geschichte im Parlamente zur Sprache kam, erklärten Palmerston und Russell einstimmig: „Die preußischen Richter haben zwar gesetzlich gehandelt, aber aus Rücksicht für England hätten sie doch nicht so nach dem Buchstaben verfahren sollen, wie sie es gethan.“ — In welch' anderem Lande würde ein Minister solche Worte auszusprechen wagen? — Darum auch Treu und Glauben in der inneren Politik und keine Spur davon in der äußeren. Im Jahre 1664 nahm der Herzog von York hundertunddreißig holländische Kauffahrer weg — ohne Kriegserklärung, und im Jahre 1755, ebenfalls ohne Kriegserklärung, dreihundertzweiundzwanzig französische Schiffe. (Maunder, Tresury of Knowledge.) „Wir haben gar oft ohne Kriegserklärung spanische Gallionen genommen,“ schreibt Ch. Napier an Lord J. Russell, 14. Juni 1849. — Das Bombardement von Kopenhagen und der Raub der dänischen Flotte im tiefsten Frieden ist nur zu bekannt; daß England ungeachtet des Friedens mit dem Könige von Neapel diesen vom Throne stieß, indem es Gari-

baldi die Mittel zur Ausschiffung lieh, hat der Flibustier selbst öffentlich gestanden (Times, 18. April 1864), und mit Brasilien, wo die Regierung einen betrunkenen Clergiman und ein paar ebenfalls betrunkene Officiere (in Civilkleidern) einstecken ließ, weil sie eine Schildwache insultirt hatten, sind die diplomatischen Verbindungen noch jetzt abgebrochen. Daß Lord Minto und andere Commis voyageurs der Revolution jahrelang arbeiten, um in Italien Volk und Regierungen aneinander zu hetzen, ist für Niemand ein Geheimniß. — Der Franzose Clavé sagt: „Meine Landsleute kennen die Fremden nicht, weil sie so faul zum Reisen sind, und wenn sie ja reisen, so sind sie durchaus unvorbereitet.“ Nun, das ist ein ehrliches Geständniß, welches gar viele Fehler gut macht; man verzeiht daher auch V. Hugo, wenn er erzählt: „Am Rhein begegnet man oft Studenten, welche demüthig die Mütze abnehmen und um ein Almosen bitten“ — er nimmt fechtende Handwerksburschen für Studenten! — Die Engländer aber reisen viel, mehr als alle anderen Nationen zusammengenommen; sie haben Besitzungen auf allen Punkten der Erde, sollten daher wohl Geographie, Geschichte und Statistik lernen, und doch findet man in der Presse Schnitzer, die in Deutschland, der Schweiz oder auch in Rußland kein Quartaner machen dürfte. So sagte die Times im November 1855: „Unsere Flotte ist jetzt schon im Asowschen Meere, und bald wird sie auch in's Caspische einrücken.“ — Am 18. Juli 1862 brachte dasselbe Blatt die wichtige Nachricht, daß Preußen sich entschlossen hätte in den Zollverein einzutreten. — Wenn wir in der Times solche Dinge finden, so darf es uns nicht wundern, daß ein gewisser Monsieur A. Arnoult vor Kurzem im Siècle sagte: „Als Friedrich der Große im Jahre 1700 den Thron bestieg, hatte Preußen nicht mehr als 500,000 Einwohner, von welchen 3000 Soldaten waren.“ Solcher Unsinn hat wenig zu bedeuten; man lacht über solche Ignoranz und wirft die Blätter beiseite. Anders ist es aber, wenn die Tagespresse nicht nur grobe Unwissenheit verräth, sondern auch Haß und Verachtung gegen fremde Völker und Regierungen predigt, und die gewöhnliche Ausflucht der Engländer: „Unsere Presse ist frei, wir sind ja nicht verantwortlich für die Unanständigkeit derselben,“ kann man doch nicht unbedingt gelten lassen, denn Publikum und Presse entsprechen einander, und wenn man in den verbreitetsten Journalen immer und immer

gemeine, beschimpfende Ausdrücke findet, nicht etwa in Zeiten der Aufregung, sondern bei vollkommener Ruhe, so beweist doch das zur Genüge, daß das Publikum diese Ansichten theilt und solch pöbelhafte Sprache gewohnt ist, daß sein Sittlichkeitsgefühl entweder schon sehr abgestumpft ist, oder nie vorhanden war. Auf dem Continente kennen wir kein einziges Journal, wenigstens kein nennenswerthes, welches, ohne seine Abonnenten zu verlieren auf die Länge Ausdrücke gebrauchen dürfte wie: „schmutzig wie ein deutscher Gelehrter" (Daily News 29. November 1856) oder: „das französische Kaiserthum ist nichts als Espionnage und seine Verkörperung ist ein Spion. (Times, 15. März 1858.) — Wir haben den Winter von 1856 auf 57 in der Schweiz zugebracht; das ganze Land war in Aufregung, aber in keinem einzigen der besseren Journale (und nur von diesen allein kann die Rede sein) haben wir damals solche Ausdrücke wider den König von Preußen oder sein Volk gefunden, und als im Jahre 1859 der Messager de Paris sich über den Kaiser von Oesterreich auf eine unschickliche Weise äußerte, so wies ihn am folgenden Tage ein Communiqué zurecht, denn man darf auch über den Feind nicht unanständig sprechen." Wir sind durchaus kein Freund von Communiqués oder Verwarnungen, unter solchen Umständen aber finden wir sie rechtzeitig, denn wenn eine Regierung die Mittel in Händen hat, den Ausschreitungen der Presse Einhalt zu thun, und es unterläßt, dann kann die Moral sie verantwortlich machen.

Dieselbe Unwissenheit, dieselbe insulare Verachtung alles Fremden finden wir auch in wissenschaftlichen Journalen. Die Literary Gazette vom December 1858 zeigt eine Uebersetzung von „Möllhausen's Tagebuch einer Reise vom Mississippi an die Küsten des stillen Meeres" an, und sagt: „Dieses Buch ist die Erzählung einer sehr langen, mühseligen und sehr interessanten Reise, und obgleich von einem Deutschen, so ist es doch ein gutes Buch &c. Es finden sich darin keine schwerfälligen Phrasen, metaphysischen Seitensprünge oder wissenschaftlichen Barbareien, obgleich das Buch von einem Manne deutscher Zunge und preußischen Stammes geschrieben ist. Kann ein Deutscher ein lesbares Buch schreiben? Aber das Original ist übertragen von Mstrs. Percy Sinnet, und die Wahrscheinlichkeit ist,

daß ihrer Läuterung Herr Möllhausen einen großen Theil der Popularität zu verdanken hat, die sein Werk erlangen wird." — Dasselbe wegwerfende Urtheil über fremde Völker finden wir auch in der ernsten Literatur, in Werken, die auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machen. Mayhew sagt in seinem vor Kurzem erschienenen Buche: Deutsches Leben und deutsche Sitten: „Die Deutschen sind ein niedrig-denkendes, in der Wolle gefärbtes Bettelvolk, geduldig wie Esel und knechtisch wie Sclaven; der Adel besteht aus Bettelbaronen, gemeiner, schmutziger und uncivilisirter als der schlechteste englische Dienstknecht; das Volk versäuft ein Drittel seines Erwerbes in Bier, und außerdem kommt noch auf jeden Deutschen, Mann, Frau und Kind, drei Gallonen Branntwein, indeß man in England kaum drei Quart per Kopf rechnet. Unter den Verbrechern in den englischen Zuchthäusern herrscht mehr Redlichkeit, Freundestreue und Wahrheit, als in der Mittelclasse in Deutschland." — Cayley vergleicht in seiner zweibändigen „Geschichte der Revolution von 1848" die deutsche Erziehung mit der englischen und sagt: „Da in Deutschland Alle in demselben beschränkten Ideenkreise von einer Clique von Professoren erzogen sind, so ist auch jedes Individuum nichts als ein treuer Abklatsch seines Lehrers . . . . . Die Regierung hat ein Erziehungsmonopol geschaffen, und leidet nun selbst an dem Mangel an gesunder Vernunft, welche eine nothwendige Folge dieses Systems ist . . . . . Der Beamtenstand ergänzt sich aus den Niedrigstgraduirten, welche man Burschenschaft nennt. Seit der Bildung des Tugendbundes im Jahre 1818 hat die Burschenschaft stets die öffentliche Meinung in Deutschland geleitet; aus der Burschenschaft gingen die Zeitungsredacteure hervor, die Steuereinnehmer, Staatsminister und Professoren ꝛc. . . . . In Deutschland bilden die Studenten eine Kaste, welche von den Landesgesetzen befreit ist; nur aus ihrer Mitte darf die Regierung ihre Beamten wählen . . . . Der Student verläßt die Universität, um an die Spitze von Männern gestellt zu werden, die er verachtet und wie eine ganz besondere Race betrachtet, und statt ihn in die Welt zu schicken, um seine rohen Ideen, seine kindischen Träumereien durch die Berührung mit der Wirklichkeit zu berichtigen, weist man ihm einen Platz an, wo er seinen Hirngespinnsten freien Lauf läßt . . . Die Professoren lehren den Studenten nichts als Facta;

diese werden auswendig gelernt und bleiben roh und unverdaut, wie sie verschlungen worden sind. . . . Darum stürzt sich auch der Deutsche auf das Feld der Literatur oder der Politik, ohne auch nur eine Ahnung von seiner Unwissenheit zu haben; er rüttelt an dem Throne, er sieht, wie das Volk niedergemetzelt wird, daß ganz Europa in Flammen steht, und kennt weder Mitgefühl noch Gewissensbisse, er ist gefühllos wie ein Sack oder eine Flasche. Vergleichen wir ein solches Geschöpf mit einem Manne, welcher in England erzogen ist, und wir finden diesen in seinen Gewohnheiten eben so verschieden, wie in seiner Lebensfähigkeit. Der junge englische Gentleman ist von schlankem Wuchse, er hat Knochen von Eisen, zarte Frauenhände und Muskeln von Stahl. Dem Deutschen im Gegentheil fehlt alle Muskelkraft; er ist faul, seine Adern sind nur zur Hälfte mit Blut gefüllt, weder turnt er, noch wäscht er sich (neither exercising nor washing himself), er ist ein herrliches Subject für Blähungen (a fit receptacle for vaporish humours). Wenn der Engländer auf der Universität auch nichts weiter gelernt hat, so hat er doch wenigstens Welt und Menschen kennen gelernt; er fühlt sich berufen, seine Meinungen und Gewohnheiten zu vertheidigen oder fremde anzugreifen, er weiß, daß man über viele Dinge zwei oder noch mehrere Meinungen haben kann; dies Factum allein genügt" ꝛc.

Dieses Buch wurde bei seinem Erscheinen im Jahre 1856 von den englischen Journalen als etwas ganz Ausgezeichnetes gepriesen, und wir fragen, würde ein solches Urtheil des Autors und der Presse möglich sein, wenn man dort die Geschichte und Literatur fremder Völker studirte und sich nicht in insularischer Abgeschlossenheit hielte, d. h. wenn man nicht Engländer allein, sondern auch Mensch wäre? — Nur durch ihren Insularismus können wir uns auch ihren Egoismus erklären, der bei keinem Volke der Erde so roh, so schroff und rücksichtslos auftritt, nichts als sich allein im Auge hat, seinem eigenen Interesse stets Alles zu opfern bereit ist, im Frieden keine Rücksichten für Fremde, weder Treue noch Glauben kennt, und im Kriege alle Menschlichkeit mit Füßen tritt.

Der Handel ist ein großes, gewaltiges Element im Leben der Nationen, er trägt viel, sehr viel zur Civilisation bei, und deshalb nennen

auch manche Anglomanen England den Träger der Civilisation. Aber dem Handelsinteresse Alles zu opfern, all' sein Denken und Streben nur darauf zu richten, und Religion, Recht und Gerechtigkeit nur gelten zu lassen, insofern Gelderwerb damit erzielt werden kann, das ist doch wohl nicht Civilisation, und England ist leider nur gar zu oft der Träger derselben wie ein Briefträger — die Briefe sind ja versiegelt; der Mann, der sie colportirt, weiß nichts von ihrem Inhalte, ob Freud' oder Schmerz, das ist ihm gleichgiltig, wenn er nur seinen Botenlohn und womöglich noch ein Trinkgeld dafür erhält. — Als vor einigen Jahren im Parlamente die Rede davon war, die Musik am Sonntage zu verbieten, so hatte Lord Shaftesbury keinen gewichtigeren Grund dafür anzuführen, als: „Alle Völker, welche den Sabbath heiligen, z. B. die Juden, Griechen und Armenier, sind im Handel glücklich,". und Lord Palmerston, der mit Recht für die Zulassung der Juden im Parlamente stimmte, konnte keinen schlagenderen Beweis ihrer Fähigkeit finden, als: „Sie haben ja großes Vermögen, warum sollten sie nicht Volksvertreter sein können?" — Wenn unser Urtheil manchem Anglomanen zu hart scheinen sollte, so bemerken wir, daß es keineswegs das unsrige allein ist, daß englische Autoren selbst, wenn sie ehrlich sind, es eben so aussprechen. Ralph Emerson sagt: „In keinem Lande wird dem Reichthum eine so absolute Huldigung gezollt, die Armuth als eine Schmach, fast als ein Verbrechen angesehen, wie in England." — Sidney Smith drückt sich noch stärker aus: „In England ist die Armuth infam," und Nelson klagt: „Der Mangel an Vermögen ist ein Verbrechen, das man mir nicht verzeihen kann." — Dort ist es daher auch fast eine Pflicht, reich zu sein, um die Mittel dazu kümmert sich Niemand. Ein junger Mann bat einst den Herzog von Marlborough um eine Stelle, die dieser zu vergeben hatte, und da er die Habsucht des berühmten Feldherrn kannte, so sagte er ihm ohne Umstände: „Ich biete Ihnen dafür tausend Pfund, und gebe Ew. Herrlichkeit mein Wort, daß es Niemand wissen soll." — „Weißt Du was, mein Junge (my boy)," erwiderte der Herzog, „gieb mir zweitausend Pfund und sag's aller Welt, wenn's Dir Spaß macht."

Die geographische Lage Englands machte seine Bewohner zu den ersten Seeleuten der Welt, und um ihrer ungeheuern Industrie stets neue Märkte zu öffnen, um diese zu sichern und zu erhalten, bemächtigten sie

sich nach und nach durch List und Gewalt aller wichtigen Punkte, welche die Meere und Mündungen großer Wasserstraßen beherrschen; Großbritannien gleicht einer unermeßlichen Hansa, deren Comptoir das kleine Mutterland ist. Alles wird auf Handelsoperationen zurückgeführt, in denen jedoch nach Ledru Rollin die Ehrlichkeit nicht immer eine Hauptrolle spielt; das einzige Ziel ist, die Welt mit englischen Producten zu überschwemmen, um sich dadurch zu bereichern. Die Mittel, die dazu angewandt wurden, waren haarsträubend und entsprechen ganz den Worten eines Franzosen: „Selon la morale de la vertueuse Albion, faut de la vertu . . . . pour les autres; mais pour elle, pas trop n'en faut." In den Colonien, wo die schwachen Eingeborenen nur dünn gesäet waren, wurden sie ganz einfach ausgerottet, um den neuen Herren Platz zu machen; so geschah es in Nordamerika, so geschieht es noch jetzt in Neuseeland, und damit man uns nicht der Uebertreibung beschuldige, führen wir ein dortiges Journal an, die Canterbury Press vom 16. December v. J.: „Unsere Soldaten bedienen sich der Bluthunde, um die Maoris zu jagen und sie niederzureißen . . . . ein fliehender Maore wurde durch einen Schweißhund glücklich gepackt, zu Boden geworfen und so lange festgehalten, bis die Soldaten herankamen und den wehrlos am Boden liegenden Feind niedermachten . . . . Nicht zufrieden mit dem Spaß, die Hütten der Wilden zu verbrennen, wühlen die Soldaten die Gräber auf und treiben Unfug, deren die Maoris sich schämen würden. Einen Schädel trugen sie im Triumphe nach dem Lager, dort steckten sie ihn auf eine Stange und warfen mit Steinen darnach, u. s. w. . . ." — In Indien, wo von Ausrotten nicht die Rede sein konnte, weil die Bevölkerung gar zu compact ist, mußte man sie freilich leben lassen, um sie nach Möglichkeit auszubeuten, behandelte sie aber mit solcher Rohheit und Verachtung, daß der jetzige Minister Layard, der vor einigen Jahren nach Indien ging, um die Ursache der allgemeinen Unzufriedenheit zu erforschen, welche die Seapoys zum Aufstande getrieben hatte, bei seiner Rückkehr in einem Meeting in Birmingham (am 7. Mai 1858) erklärte: „Die Eingeborenen werden gar nicht wie Menschen behandelt, sondern wie Thiere, und zum Beweise führe ich das Factum an, daß sich in allen Gasthäusern Indiens Anschlagzettel fanden, durch welche die europäischen Besucher gebeten wer-

den, die Diener doch nicht zu sehr zu mißhandeln. Was würden sie hier in England sagen, wenn es in einem Hotel oder in einem Ginpalaste hieße: Die Gäste werden gebeten, die Kellner nicht zu prügeln?" — Auch der Oberst Poulett Cameron schreibt: „Ich habe in Indien, unter britischer Herrschaft, Ungerechtigkeit und Unterdrückung gefunden, welche im Moskowiterreiche nicht übertroffen werden könnte, eine Unterdrückung, die aus den illiberalsten und nichtswürdigsten Motiven entsprang."

Den Eingeborenen europäische Civilisation zu bringen, daran dachte Niemand; das Comité für die indischen Angelegenheiten erklärte im Jahre 1853 ausdrücklich: „Wie könnten wir Indiens Gebieter bleiben, wenn wir seine Bewohner in europäischen Wissenschaften erziehen, sie zu uns heranbilden wollten? Keine drei Monate würden wir Herren des Landes bleiben, eine einsichtsvolle Bevölkerung würde sich nie unserer Herrschaft unterwerfen oder sie dulden." Unter dem Vorwande, die Religion der Hindus zu achten, gestattete man den römischen Missionären nicht, das Christenthum zu predigen; man fürchtete einerseits den Einfluß, welchen Spanien und Frankreich unter dem Deckmantel der Religion erlangen könnten, andererseits hätte aber auch das Christenthum gewissen Industriezweigen in Birmingham Abbruch thun können: der Götterfabrikation. Vor Kurzem zeigte ein Fabrikant seine Waaren folgendermaßen an: „Yemen, der Gott des Tages, aus reinem Kupfer gegossen und geschmackvoll gearbeitet. Nirondi, der Fürst der Dämonen, in sehr großer Auswahl. Der Riese, auf welchem er reitet, ist kühn gezeichnet, und sein Schwert nach der neuesten Form gebildet. Barounin, der Sonnengott, ist lebendig abgebildet; sein Krokodil ist von Kupfer und dessen Schwanz von Silber. Buberen, der Gott des Reichthums, ist von sehr gesuchter, vorzüglich schöner Arbeit. — Kleine Halbgötter in größter Auswahl. — Man giebt keinen Credit, das Disconto aber wird berechnet."

So wie das Heidenthum gepflegt wurde zum Vortheile der Industrie des Mutterlandes, so wurde auch in der Colonie die Opiumproduction begünstigt, und da die chinesische Regierung die seltsame Idee hatte, den Gebrauch des Giftes zu verbieten, d. h. die englischen Interessen zu beeinträchtigen, so erklärte man ihr den Krieg. In Peking erschien damals (1851) ein Manifest, wo es unter Anderem hieß: „O, ihr hassens-

werthen Barbaren! versuchet doch, euch in einem Spiegel zu betrachten, und ihr werdet schaudern! Betrachtet euch, und ihr werdet gestehen müssen, daß ihr nur Thiere seid, von reißenden Thieren euch durch die Sprache allein unterscheidet. Mit eurem Opium habt ihr die Gesundheit des Volkes vergiftet und sein Leben zernagt; ihr seit unersättlich wie Walfische, immer bereit zu verschlingen. Beständig und ausdauernd wie Seidenwürmer, hört ihr niemals auf in euren Uebergriffen, ihr haltet nimmer ein, und gestattet man euch einen Schritt, gleich macht ihr noch zwei" u. s. w. — Mit solch schönen Phrasen aber vermochten die Chinesen nichts gegen gute Armstrongs und Brandraketen, und diese verstanden es, dem Gifte einen ergiebigen Mark zu verschaffen — jetzt ist dort der Opiumhandel in der schönsten Blüthe.

In seinem eigenen Lande einen Kellner durchzuprügeln, weil er langsam oder ungeschickt bedient, das würde einen Engländer nie einfallen, und gar seine Landsleute en masse zu vergiften, um ein paar Schilling zu erbeuten, ist ein so wahnsinniger Gedanke, daß er ihn gewiß nicht zu fassen vermag; auch ist er ein zu guter Lateiner und Gesetzkundiger, um das Corpus Juris zu ignoriren, und der sagt ja ausdrücklich: Plus est hominem extinguere veneno quam occidere gladio. Aber gegen foreigners brauchte er dergleichen nicht zu beobachten; die Gesetze der Menschlichkeit existiren nur für das eigene Land, und ohne die geringsten Scrupel macht der Insulaner sich in der Fremde davon los, im Frieden mit mehr oder weniger Umständen, im Kriege jedoch ganz öffentlich, wenn überhaupt jemals von Frieden die Rede sein kann, denn eigentlich ist der Egoist im permanenten Kriegszustande mit der ganzen Welt. In Spanien so oft wie möglich ein Pronunciamento anzetteln, um den Schiffern, welche in Gibraltar lauern, Gelegenheit zu geben, ihre Contrebande einzuschmuggeln; in Sicilien das Volk zur Erhebung aufstacheln, ihn gegen baares Geld Munition und sogar Geschütz liefern, den rechtmäßigen Fürsten hindern mit Waffengewalt eine rebellische Stadt zu unterwerfen, sich zurückziehen, sobald die Empörer kein Geld mehr haben, sie gleichgiltig dem Bombardement überlassen, welches früher ganz unnöthig gewesen wäre, und später den legitimen König, welcher nichts als sein Recht gewahrt hatte, King Bomba nennen; Italiener, Ungarn und Polen zur Insurrection aufreizen, hier um seinen Handelsinteressen zu genügen, dort,

um die Regierung zu lähmen — heißt das etwa Frieden! Man predigt offen nicht allein die Insurrection, sondern auch den Gebrauch des Dolches. Am 5. December 1853 schrieb die Times: „Es kann nicht bestritten werden, daß die Revolution der einzige Weg ist um zur Freiheit zu gelangen, das einzige Mittel zur Civilisation. Die italienischen Insurgenten werden getadelt, weil sie den Frieden Europas zu stören drohen, aber darf man es denn für ein Verbrechen erklären, wenn Unterthanen sich gegen die Regierung erheben? Kann man es ihnen verargen, wenn sie sich des Dolches bedienen?" u. s. w. — Und wenn das arme Volk, aufgestachelt durch solche Zeitungsartikel und Parlamentsreden derselben Moral, wider die legitime Regierung aufstand, dann hatte man für die Unglücklichen weder einen Schilling noch einen Soldaten, nichts als Phrasen, so daß die Continental Review (Januar 1859) gestehen mußte: „England hat für die Italiener nie mehr gethan, als sie zu verzweifelten, hoffnungslosen Aufständen zu treiben, und wenn sie noch einmal einen solchen Dienst verlangen, so mögen sie nur immerhin Lord Palmerston's Intervention anrufen, eine Offenheit, die sogar der Times schon früher mehrmals entschlüpft war; sie schrieb am 26. Januar 1850: „Es ist unmöglich, einen Ort zu finden, vom Tajo bis zu den Dardanellen, von Sicilien bis zum Nordcap, wo wir etwas gethan hätten, um Vertrauen oder Dankbarkeit zu verdienen," und am 22. Juni desselben Jahres: „Es giebt keine gesetzmäßige Regierung in Europa, mit welcher wir nicht Streit angefangen, keine Insurrection, welche wir nicht verrathen hätten; die Kämpfer für die Unabhängigkeit Italiens und Ungarns sind uns wahrlich keine Dankbarkeit schuldig dafür, daß wir sie zum Aufstande reizten und sie dann ihrem Schicksale überließen." — Dasselbe geschah voriges Jahr mit den unglücklichen Polen, welche nicht allein durch verrückte Zeitungsartikel und Reden gewissenloser Parlamentsmitglieder, sondern sogar durch officielle Noten aufgehetzt und in den Tod gejagt wurden — ihnen thätige Hilfe zu leisten, daran dachte Niemand, weil es einfach nicht möglich war. Und das kleine brave Dänemark wäre gewiß niemals einen Kampf mit dem mächtigen Preußen eingegangen, wenn es nicht durch Englands Presse und Parlament dazu aufgereizt und ermuthigt, wenn es nicht berechtigt gewesen wäre, auf materielle Hilfe zu rechnen, und später fand es sich schnöde verlassen, weil man, nachdem

das Uebel gethan, erkannte, daß die allgemeine Weltlage kein thätiges Einschreiten gestattete, und daher die ehemaligen Schützlinge ihrer Ohnmacht überlassen mußte.

Auf dem Continente sind Völker und Regierungen daran gewöhnt, einander als ebenbürtig zu achten, das Völkerrecht wird daher auch so verstanden, daß man im Frieden einander so viel Gutes wie möglich thun, im Kriege so wenig Uebel wie möglich zufügen muß. In England ist das anders; wir haben gesehen, daß dort Presse, Literatur und Erziehung dem Volke Haß, Geringschätzung und Rücksichtslosigkeit für alles Fremde lehren. Zu Hause ist die Lüge streng verpönt, doch zum Princip erhoben, sobald man nicht dem Landsmann gegenübersteht — nach Wotton und Carlyle besteht das Geschäft eines Gesandten in nichts Anderem, als daß er in der Fremde zum Besten seines eigenen Landes lügen muß. Wenn dieser Moral gemäß der Friede dem Insulaner nichts anderes sein kann als verkappter Krieg, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß er nach der Kriegserklärung nach Grundsätzen verfährt, welche die christliche Gesittung mit Abscheu verwirft, Mittel anwendet, vor welchen Barbaren zurückschaudern. Clarendon schreibt: „Im Jahre 1645 verbot das Parlament den Irländern Pardon zu geben; man erschoß sie zu Hunderten, man band sie paarweise aneinander und ersäufte sie." — Also Carrier's republikanische Hochzeiten waren eigentlich eine englische Erfindung, nur mit etwas französischer Obscönität verstärkt, wie sie sich schon früher bei der Bluthochzeit gezeigt hatte. — Die Piratenzüge in der Ostsee, im schwarzen und asow'schen Meere sind nur zu bekannt, eben so auch die Scheußlichkeiten, welche die englischen Soldaten in Kertsch verübten, wo sie einzogen ohne einen Schuß zu thun, daher nicht einmal zur Entschuldigung einen Blutrausch nach einem Sturm anrufen können. Daß sie in Indien die Gefangenen massenweise hängen und mit Kanonen zerblasen ließen, den fast hundertjährigen König vorsichtshalber in's Exil schickten, daß ein Officier den unbewaffneten Sohn des greisen Fürsten in seiner Gegenwart eigenhändig niederschoß, das Alles haben wir vor Kurzem erst gelesen. Grausamkeiten wurden dort verübt, welche wir nicht für wahr halten dürften, erzählten sie nicht Engländer selbst. So sagt der Globe (November 1857): „Alle Bewohner von Delhi, welche sich beim Einzuge

unserer Soldaten vorfanden, wurden niedergemetzelt. In manchen Häusern waren 40—50 Personen versteckt, nicht Aufrührer, sondern friedliche Menschen, Männer, Frauen und Kinder, welche durchaus keinen Theil am Aufstande genommen hatten — sie wurden hingemordet." — Lord Ellenborough sagte im Oberhause (am 15. Februar 1857): „Seit der Einnahme von Delhi finden täglich sieben Hinrichtungen statt." — Lord Malmesbury, am 24. Februar 1857: „Man hat die verübten Grausamkeiten erst mildern und später gar wegleugnen wollen, ich weiß jedoch, daß unsere Soldaten entsetzlich gehaust haben." — Das französische Blatt le Pays (November 1857) schreibt: „Nach der Einnahme von Delhi wurden die Thore durch Cavalerie gesperrt, um den Einwohnern die Flucht unmöglich zu machen, dann ging das Morden los — es währte drei Tage." Und der Herzog von Cambridge war damit noch nicht zufrieden; er sagte in einem Meeting zu Sheffield am 8. October 1857: „Ich hoffe, daß man keine unvorsichtige Großmuth (!!) üben wird .... Indien ist durch das Schwert erobert worden, und wir müssen es auch durch das Schwert behalten, nur muß man sich nicht irre machen lassen durch die heuchlerische und geschwätzige Philanthropie, welche jetzt bei uns herrscht .... Ich fordere nochmals das englische Volk auf, sich nicht beeinflussen zu lassen durch die heuchlerische und geschwätzige Philanthropie, welche dem Christenthume schaden könnte. (?!)

Keiner andern Armee würde man eine dreitägige Schlächterei wehrloser Menschen zumuthen dürfen, nur bei der englischen ist es möglich, und um dies zu begreifen, muß man sich der Organisation derselben erinnern. Die Soldaten bestehen aus dem Auswurfe des eigenen Volkes, untermischt mit fremdem Gesindel; sie sind Söldlinge im vollkommensten Sinne des Wortes, und werden für einen Preis, der nach den Bedürfnissen des Augenblicks variirt, auf eine gewisse Reihe von Jahren gemiethet. Sie sind so verachtet, daß man einen Bauern oder Handwerker nicht mehr insultiren kann, als wenn man ihm sagt, daß er einen Sohn, einen Bruder oder Verwandten unter den Soldaten habe. Daß sie nicht daran denken dürfen, jemals Officiere zu werden, versteht sich von selbst. Diese kaufen ihre Commission, treten daher auch direct als Officiere ein und bleiben den Soldaten stets fern; nie kommen sie mit ihnen

in Berührung, da sie sie nicht selbst einexerciren, sondern dies dem Feldwebel überlassen. Die Disciplin muß bei solcher Organisation natürlich ganz anders sein, als in einer Armee, die aus der Conscription hervorgegangen ist; eine Hauptrolle spielt die cat o' nine tails, die neunschwänzige Katze, d. h. die Knute in der neunten Potenz, welche aus einem Peitschenstiel und neun mit Knoten versehenen Riemen besteht. Die Executoren sind die Trommelschläger, deren Erziehung sich nicht allein auf die Handhabung des Schlägels beschränkt, sondern auch auf den richtigen Gebrauch der Katze. Sie bedienen sich derselben folgendermaßen: sie schlagen zuerst links, schütteln die Peitsche rechts, um das Blut abtröpfeln zu lassen, dann schlagen sie rechts und schütteln die Peitsche links, u. s. w. Auf ein gegebenes Zeichen saust die Katze nieder auf den Rücken des Delinquenten, wo augenblicklich neun blutrothe Streifen erscheinen; beim zweiten Schlage rieselt das Blut hervor, der dritte reißt die Haut ab, schon der vierte nimmt Fleischfetzen mit. Oft, sehr oft hat man von der Abschaffung dieser entsetzlichen Strafe gesprochen, aber immer vergebens! „Was, keine Peitsche?" sagte Wellington einst im Parlamente; „das ist ja unmöglich. Wenn ich Schlachten gewonnen habe, so verdank' ich es nur der Katze. Ihr werdet eher ohne Violine Dirnen zum Tanzen bringen, als Ihr unsere Soldaten ohne Peitsche führen könnt." Daß seitdem in der Moralität des Heeres nichts geändert ist, erhellt aus der Discussion, welche am 10. März dieses Jahres im Parlamente darüber stattgefunden hat. Der Marquis Hartington erklärte: daß nach der Meinung der Officiere die englische Armee nicht ohne Peitsche geführt werden könne, weil sie zu viele Subjecte der verworfensten Art enthielte, mit welchen ohne solche Strafen gar nicht auszukommen wäre. Morning Herald, 11. März 1864.) — Im Jahr 1860 sind in der Armee 26,348 Hiebe ausgetheilt worden, und in der Flotte 26,201, jeder natürlich mit neun multiplicirt. (Evening Standard, 1. März 1862.) — Im Jahr 1862 wurden in der Flotte 31,692, und in der Armee 59,999 Peitschenhiebe applicirt. (Daily Telegraph, März 1864.)*)

---

*) Für die Garotters hat man ein so mörderisches Instrument construirt, daß bei der ersten Probe mit 20 Hieben an zwei Verbrechern der Arzt erklärte, der 21.

Solche Soldaten haben natürlich keinen Begriff von dem moralischen Geiste, der andere Heere beseelt. Die Deutschen haben sich fünfzig glücklicher Friedensjahre erfreut, aber die Tradition lebt in ihnen fort, daß sie mit Gott für König und Vaterland kämpfen, sie sind begeistert von dem erhebenden Bewußtsein ihrer Bürgerpflicht, ihrer Soldatenehre; sie vertheidigen ihren Herd gegen einen Angreifer, sie schlagen sich für sich selbst, weil ihre Ehre, ihre Sicherheit es ihnen gebietet. Die Franzosen stürmen auf das Schlachtfeld wie auf einen Fechtboden, aus Durst nach gloire, sie wissen, daß sie in ihrem Tornister einen Marschallstab führen, la victoire l'en fera sortir. Es ist etwas Ritterliches in ihrer Kampfesart, sie schlagen sich nur mit reiner blanker Waffe, sie hüten sich wohl, ihren Gegner zu insultiren, — sie sind zu klug und eitel dazu — und fällt er, so reichen sie ihm schnell die Hand, um ihm aufzuhelfen. Darum sagt auch Karl V. von ihnen: „Sie sind vor der Schlacht mehr als Männer, nach der Schlacht weniger als Weiber." — Die Russen sind von religiös-patriotischer Begeisterung durchdrungen, der Zaar hat sie zur Vertheidigung des heiligen Vaterlandes gerufen, und glaubensmuthig stehen sie da, eine lebendige Mauer gegen den andringenden Feind, oder ihre Colonnen rollen ihm entgegen wie eine Lawine. „Die Russen," sagt Cathcart in seinen Commentaries on the war in Russia and Germany, „sind weniger erregbar als die Franzosen, gleichwohl werden sie beim Angriff in Tapferkeit und Ausdauer von den Truppen keiner andern europäischen Nation übertroffen, wobei sie den Vortheil haben, daß sie des Schreckens unfähig scheinen und, wenn zurückgeworfen und geschlagen, niemals gezwungen werden können, in Verwirrung vom Schlachtfelde zu weichen." Nichts von dem Allen kann bei den Engländern gefunden werden; sie schlagen sich zwar gut, sehr gut, „mit kettenhundartiger Ausdauer und Wuth" (Walter Scott, Life of Napoleon Buonoparte), und ihre mit Recht berühmte steddiness erinnert fast

---

würde ohne Zweifel tödtlich gewesen sein. Die vervollkommnete Katze besteht aus neun Riemen von starkem kantigen Leder, an deren jedem sich wieder neun Knoten befinden, im Ganzen also einundachtzig, Alles an einem elastischen Griffe. „Die Hiebe," sagt ein Blatt, „bringen den Betreffenden genau einen Zoll vom Sterben; so geistvoll ist das neue Instrument." (N. Pr. Z., 4. Aug. 1864.)

an das Wort Friedrichs des Großen: „Es ist nicht genug, die Russen mit dem Bajonnet zu durchbohren, auch umwerfen muß man sie, sonst fallen die Kerls nicht.“ Aber von moralischem Gefühle kann in einer für Geld zusammengerafften Armee nicht die Rede sein. Sie haben sich vermiethet und müssen ihren Contract halten, das ist Alles; ihnen winkt nicht Ruhm und Ehre, sondern nur Prisengeld; ihr Gegner ist ihr persönlicher Feind, und da ihnen die Selbstachtung fehlt, so achten sie auch den nicht, mit welchem sie sich schlagen; sie führen keine blanke Waffe, sondern einen Knittel, den sie in den Koth tauchen, ehe sie sich dessen bedienen; sie suchen ihren Feind zu beschimpfen, zu besudeln, und nach dem Kampfe geht das Morden und Plündern los — wer weiß nicht, was für unermeßliche Summen in Indien zusammengeraubt und nach England geschleppt wurden.

Deutschen, französischen oder russischen Soldaten würde der Muth fehlen, drei Tage hintereinander mit kaltem Blute wehrlose Menschen zu schlachten, und wenn englische Officiere ihren Soldaten solches gestatteten, so geschah es nicht etwa aus angeborener Grausamkeit — in ihrem eigenen Lande sind sie ja sanft, gutmüthig und edel — sondern einzig und allein, weil sie Fremde nicht für solche Menschen halten, wie sie selbst sind, einen Fremden mit Geringschätzung, mit Verachtung oder Haß zu betrachten gewohnt sind. Nur so können wir es uns erklären, daß England im Kriege Mittel gebraucht, welche das Sittlichkeitsgefühl jedes andern Volkes mit Abscheu zurückweist. Im Jahre 1803 war der in München residirende diplomatische Agent Drake an der Spitze eines Complottes, um den ersten Consul zu ermorden. Auch Georges Cadoudal hat von England das nöthige Geld erhalten, um sein Attentat wider Bonaparte auszuführen. Der Moniteur vom 20. Januar 1810 schreibt daher mit Recht: „Unter allen civilisirten Völkern ist England das einzige, welches zu Verbrechen aufmuntert und Meuchelmörder besoldet.“ Und daß auch heute noch der Grundsatz herrscht, man dürfe sich jedes Mittels bedienen, um dem Feinde zu schaden oder ihn los zu werden, beweisen folgende Facta:

Während des Krimkrieges verklagte ein in London ansässiger Russe einen Engländer, der ihm eine Schuld von 52 Pf. 10 Sh. nicht bezahlen wollte. „Sind Sie dem Kläger das Geld schuldig?“ fragte der Ober-

richter Lord Campbell. — „Ja, Ew. Herrlichkeit.“ — „Nun, warum bezahlen Sie ihn nicht?“ — „Ich will nicht.“ — „Sie wollen nicht?“ fragte der Richter erstaunt. — „Nein, ich will nicht; der Unterthan eines mit England im Kriege befindlichen Monarchen hat kein Recht, den Schutz englischer Gesetze anzurufen.“ — „Ja, bemerkte Lord Campbell dem Kläger, dies Gesetz existirt in der That, und wenn er sich darauf beruft, so kann ich nichts für Sie thun.“

Einer der Gefangenen von Bomarsund arbeitete längere Zeit in einer Fabrik, ohne seinen Lohn in Empfang zu nehmen, er wollte Alles mit einem Mal erhalten und dann mit einer runden Summe in sein Vaterland zurückkehren. Als die Gefangenen ausgewechselt wurden, forderte der Arbeiter seinen rückständigen Lohn, der Fabrikherr warf ihn zur Thür hinaus. Der Russe klagte, konnte aber nichts erhalten, weil auch er damit abgewiesen wurde, daß der Unterthan eines mit England im Kriege befindlichen Monarchen den Schutz englischer Gesetze nicht anrufen könne.

Diese beiden Facta sind im Herbste d. J. 1854 von der Augsburger und anderen deutschen Zeitungen erzählt und vielfach besprochen worden. Weniger bekannt ist jedoch folgender Vorfall:

Im September 1853 kam ein Russe nach England, um einen Freund zu besuchen. Der Ort, wo dieser wohnte, gefiel ihm so sehr, daß er den ganzen Winter dort blieb, und erst an seine Abreise dachte, als der Krieg schon unvermeidlich schien. Er erkrankte jedoch, die Kriegserklärung erfolgte und der Russe befand sich plötzlich in Feindes Land. Statt sich aller Aeußerungen über politische Fragen zu enthalten, war er unvorsichtig genug, während seiner Reconvalescenz seine Gesinnungen gar zu offen an den Tag zu legen, und als er einst in einer Zeitung der Localität fand, daß dem Kaiser Nicolaus ein gemeines Schimpfwort angehängt wurde, so sprach er darüber mit dem Verfasser des Artikels, einen Arzt, den er persönlich kannte, dem er Freundschaftsdienste geleistet hatte; er sagte ihm, daß der Krieg ihn doch nicht autorisire, solche eines Ehrenmannes unwürdige Ausdrücke zu gebrauchen. Der Engländer nahm das übel und fragte ihn zuletzt, ob er etwa gekommen sei, die Presse zu überwachen? Die ehemaligen Freunde trennten sich natürlich in sehr gereizter Stimmung, und als der Russe später erfuhr, daß der Zeitungs-

schreiber sich außerordentlich beleidigend über ihn ausließ, so forderte er ihn schriftlich auf, das Gesagte zu beweisen oder ihm Genugthuung zu geben. Am Abende desselben Tages, an welchem er den Brief abgeschickt hatte (am 6. Mai 1854), wurde er an seiner Hausthüre von zwei Gentlemen aufgelauert; sie waren mit life preservers bewaffnet, schlugen ihn zu Boden, schlugen ihn noch, als er, im Blute schwimmend, kaum noch wimmern konnte. Sein Geschrei hatte jedoch Leute herbeigerufen, die ihn aus den Händen der Banditen retteten. Lange Zeit mußte er seiner Wunden wegen das Bett hüten, und als er endlich genas, wandte er sich an die Criminalbehörde, deren Präsident ihm heimlich sagen ließ, daß er unter den jetzigen Umständen ihm durchaus keine Gerechtigkeit verschaffen könne, denn obgleich ein Gesetz den mörderischen Ueberfall verdamme, so verbiete doch ein anderes dem Unterthanen eines mit England im Kriege befindlichen Monarchen, den Schutz englischer Tribunale anzurufen; er rathe ihm daher, in diesem außerordentlichen Falle auch zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen; vielleicht könnten die Minister ihm helfen." Der Russe wandte sich an Lord Palmerston, Lord Aberdeen, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und an den Generalissimus, Lord Hardinge, weil einer der Meuchelmörder, Samuel Carter, Lieutenant im 51. Regimente war. Die Antwort war überall gleichlautend: I cannot interfere in this matter, ich kann in der Sache nichts thun. — Er schrieb nun an das Officiercorps des 51. Regiments: „Der feige Meuchelmord Ihres Kameraden hat Ihre Uniform besudelt; ich fordere Gerechtigkeit, nicht obgleich, sondern weil ich Russe bin." Der Regimentsadjutant, Capitän Erskine, ein vollkommener Ehrenmann, antwortete jedoch, daß die Officiere nicht das Recht hätten, über das Verbrechen zu urtheilen, da der Lieutenant Carter es nicht am Stationsorte des Regiments, sondern auf Urlaub verübt habe. (Kurz nachher hat Carter das 51. Regiment verlassen, um als Hauptmann in das 62. einzutreten, verkaufte aber später seine Commission, und soll jetzt in Australien sein. Vielleicht hat seine nichtswürdige That ihm den Dienst mit Ehrenmännern unmöglich gemacht.) Auch an die Times wandte sich der Russe; das Weltblatt aber fand es nicht zeitgemäß, von der Sache Notiz zu nehmen, wie es auch während der indischen Rebellion die Briefe nicht einrückte, welche die damals allge-

mein verbreiteten Lügen über die Grausamkeiten der Indier widerlegten, den wahren Sachverhalt und die Ursachen des Aufstandes bekannt machten. Diese zurückgelegten Briefe sind später von Russell als Broschüre veröffentlicht worden.

Daß das oben angeführte Gesetz, so schmachvoll für eine civilisirte Nation, nicht allein von Spitzbuben angerufen wird, um sich von ihren Schulden frei zu machen; nicht allein von Meuchelmördern, sondern sogar von der Regierung, geht aus den Parlamentsverhandlungen neuester Zeit hervor:

Nach dem Orsini'schen Attentat erhielt bekanntlich Napoleon eine Menge Adressen, in denen es unter Anderem hieß: „Die elenden Meuchelmörder, verabscheuungswürdige Handlanger der Feinde der Gesellschaft, sind zwar fern von uns, aber Frankreich kann sie erreichen, Frankreich kann die Höhlen (repaires) der niederträchtigen Verschwörer zerstören.“ Früher schon hatte Monti England Fucina di delitti genannt, jetzt aber befand sich dieser Ausdruck im Moniteur, und von dem officiellen Blatte einer befreundeten Regierung mochten die Engländer es nicht ohne Widerspruch hören. Die Sache kam im Parlamente zur Sprache, und Lord John Russell, der bei dieser Gelegenheit auch von den Attentaten sprach, welche schon früher in England wider fremde Monarchen angezettelt wurden, sagte wörtlich Folgendes (Unterhaussitzung, 9. Februar 1858): „Peltier war zweier Verbrechen angeklagt, erstens hatte er die Ermordung des Chefs der französischen Republik angerathen, zweitens hatte er die Regierung eines befreundeten Volkes beschimpft. Der Generaladvocat, Herr Perceval, und der Justizminister, Lord Ellenborough, erklärten, daß die bestehenden Gesetze vollkommen genügten, um den Verbrecher schuldig zu erklären. Man muß bedenken, daß der erste Consul damals nicht unser Feind, sondern der Chef einer befreundeten Nation war, und daß deshalb der Proceß wider Peltier eingeleitet wurde. Ehe dieser jedoch abgeurtheilt werden konnte, brach der Krieg aus, und die ganze Sache war damit beendigt, Peltier wurde in Freiheit gesetzt. Er würde verurtheilt worden sein, wenn der Friede fortgedauert hätte.“ — Mit andern Worten also: Wir haben Gesetze der Moral und der Ehre, sie werden aber außer Kraft gesetzt — sobald die Politik es erfordert!!

Wir haben England längere Zeit bewohnt, und es so gut wie möglich kennen zu lernen gesucht; wir haben dort Freunde, die wir herzlich lieben, hochachten und schätzen. Oft, sehr oft sprachen wir mit ihnen über ihr Land, ihre Sitten, Gebräuche, Gesetze, von welchen wir manche bewundern und sie auch unserem Vaterlande wünschen; wir haben jedoch auch Fehler erkannt, welche unsere Freunde uns nur durch das ihrem Volke eigene Insulanerthum erklären konnten. „Unsere geographische Trennung von der übrigen Welt wird natürlich ewig bleiben, ob auch Dampf und Elektricität die Entfernung geringer machen; unsere politische, religiöse und sociale Abgeschlossenheit aber wird hoffentlich einst — wenn auch nicht ganz verschwinden, doch gewiß nicht so schroff auftreten, wenn erst Erziehung und Unterricht uns daran gewöhnen, nicht uns allein für Menschen zu halten, sondern auch Fremde als solche zu achten und sie für Gleichberechtigte anzusehen. Ihr Land liegt nicht abgeschlossen da, Sie sind daher auch in steter unmittelbarer Berührung mit Ihren Nachbarn, mit allen anderen Nationen des Continents, Sie verschließen sich nicht ihrem wohlthätigen Einfluß, Sie studiren die Geschichte fremder Länder und Völker, Sie sprechen ihre Sprachen, Sie kennen ihre Literatur, vielleicht sogar besser als die eigene — und das taugt nichts, denn wenn man sich immer geistig in der Fremde bewegt, so verliert man nach und nach gar viel von seinem Interesse für das Vaterland, man verflacht sich zu sehr, man schwächt seinen Patriotismus; Sie sind daher auch oft zu sehr Kosmopoliten, zu wenig Russen. W i r fallen in den entgegengesetzten Fehler, denn wir sehen und hören nur uns, wir wollen in fremdes Leben, Denken und Fühlen nicht eindringen, nichts Fremdes kennen lernen; wir lieben und achten nur uns, uns allein. Das verleiht uns gewaltiges Selbstvertrauen, eine ungeheure Kraft, in früheren Zeiten nothwendig, weil man stets auf einen Angriff gefaßt, zur Abwehr gerüstet sein mußte. Jetzt ist aber eine so übermäßige Selbstüberschätzung ein Anachronismus, der uns von vielem Guten abhält, besonders uns nicht gestattet, gerecht gegen Andere zu sein; wir s o l l e n Menschen sein, und wir sind nur Engländer.

— Aber die Engländer reisen doch viel, mehr als alle anderen Völker?

— Reisen? das ist ein Irrthum, die meisten legen nur Meilen zurück,

sie reisen aber nicht. Mit der Gewißheit, in der Fremde Alles schlechter zu finden als zu Hause, mit dem vollkommenen Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit machen sie sich auf den Weg, und sehen natürlich nur das, was und wie sie es sehen wollen, oder besser: sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, denn nur äußerst selten verstehen sie eine fremde Sprache, sie sind daher unfähig, Länder und Völker aus eigener, lebendiger Anschauung kennen zu lernen, sie sind von Vorurtheilen befangen, ihre Ideen waren schon fertig, ehe sie sich auf den Weg begaben, und trotz aller Locomotion sind sie doch eigentlich zu Hause geblieben. Mit Murray bewaffnet, inspiciren sie gewissenhaft die Welt, durchlaufen die Museen, kriechen auf Berge und in Höhlen . . . . all right, nichts ist abhanden gekommen, die Pyramiden und die Alpen, der Kreml und die Sahara, der Chimborazo und die Adelsberger Grotte, der Niger und die Alexandersäule, Raphael's Madonnen und Kronstadt, die Alhambra und der Ararat, Alles ist noch vorhanden, noch auf seinem Platze, das können sie bezeugen, und nun kehren die snobs ruhig nach Hause zurück. Nur Menschen haben sie nicht gesehen, denn sie reisten mit ihren Landsleuten, verkehrten nur mit Landsleuten, nie mit Fremden, sie lasen zusammen die Times, urtheilten nach diesem Evangelium über das sogar, was sie umgab, was sie sahen und hörten — mit einem Worte: sie haben England nach der Fremde gebracht, und das heißt doch nicht Reisen. Mit Recht können sie sagen: Man ißt bei uns anständiger als auf dem Continente, das sehen sie an jeder table d'hôte, man spuckt bei uns weniger, aber das ist auch Alles, was sie bemerkt haben, weil dieser häßliche Fehler gar zu sehr in die Augen springt; etwas Gutes haben sie nicht bemerkt, und weil die Fremden beim Essen das Messer zum Munde führen und sich außerdem bei Tische so betragen, wie bei uns nur selten das gemeine Volk, so halten sie sich für berechtigt, sie in Bausch und Bogen zu verdammen und sie wohl für Zweifüßler, aber nicht für Menschen zu halten, denen man Rücksicht schuldig ist."

Derjenige, der zu uns so sprach, liebte sein Vaterland, aber er war nicht blind und taub — er hatte seine Jugendjahre in einer deutschen Schule zugebracht und auf einer deutschen Universität studirt, er war nicht nur ein guter Engländer, sondern auch ein gebildeter Mensch, und das hatte er seiner vernünftigen Erziehung zu verdanken.

Seine Meinung wird uns entschuldigen, wenn wir uns vielleicht zu lange damit aufgehalten haben, um England durch sich selbst, d. h. durch seine Geschichte, Literatur und Presse zu beurtheilen. Wir glauben durchaus nicht, daß ein Volk durch Erziehung und Unterricht allein zu dem gemacht wird, was es ist, aber unzweifelhaft trägt doch beides viel dazu bei, und da wir für unser Vaterland jetzt Schulen haben müssen, so viele und gute wie möglich, so ist es unsere Pflicht, um uns her zu schauen, kalt und unparteiisch zu vergleichen und aus dem Resultate zu erkennen suchen, was wir nachzuahmen oder zu vermeiden haben. Wir glauben, daß es zeitgemäß ist, den Schulen nicht eine einseitige, nur classische oder nur reale Grundlage zu geben, sondern beide Systeme zu vereinigen; der Geistlichkeit keinen zu großen, keinen ausschließlichen Einfluß zu gestatten, die Schulen unter der Aufsicht des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts zu lassen, wie es bei uns der richtige Gebrauch ist, die Leitung der Elementarschulen aber einem Ausschuß der Provinzial-Landtage anzuvertrauen.

> Si vous allez en pays étranger, ne demandez pas s'il y a de bonnes lois, il y en a partout; mais demandez seulement comment on les observe. —
> (Montesquieu.)

Die erste, heiligste Bürgerpflicht ist die Achtung des Gesetzes. Dieses kann veraltet sein, lächerlich, schlecht sogar, aber es muß beobachtet werden, und je höher man steht, desto tiefer muß man sich vor ihm beugen. Das Gesetz ist der einzige legitime Despot, welchem man sich ohne Demüthigung, ohne Schimpf unterwerfen kann, dessen gehorsamster Sclave auch der wahrhaft freie Mann ist.

Niemand hat das Recht, sich über das Gesetz zu stellen, Niemand, er müßte denn gewärtig sein, auch eines Tages außer dem Gesetze erklärt zu werden. Das Alles ist bekannt genug in freien Ländern, in der Schweiz, in Holland, Belgien und England; bei uns aber ist es leider nicht so, unser Zustand ist durch zwei Sprichwörter gekennzeichnet: „Fürchte nicht das Gesetz, sondern denjenigen, der es handhabt," und „Gott ist hoch, der Zaar ist weit." — Ja wenn der Kaiser Alles wüßte! An seinem guten Willen, an seiner Gerechtigkeit zu zweifeln, das fällt Niemand ein; aber er ist nur Mensch, er kann nicht überall sein, nicht Alles sehen, und wir haben bis jetzt nicht die Möglichkeit gehabt, unsere Wünsche, Bedürfnisse oder Klagen laut werden zu lassen, sie zu den Stufen des Thrones zu bringen. Und wie hätte es anders sein können? Die Grundlage des Staates war ja die Leibeigenschaft, und diese unheilvolle Institution, welche Millionen Menschen wehrlos der Willkür ihrer Herren überlieferte — die Seelenbesitzer handhabten ja auch das Gesetz! — mußte im Laufe der Zeiten

ihren zersetzenden Einfluß ausüben und überall das Gesetz paralysiren, die ihm gebührende Ehrfurcht vernichten und die Gerechtigkeit von der Ehrenhaftigkeit, der Laune oder gar vom Interesse Einzelner abhängen lassen, bis endlich sogar das Gefühl der Gesetzlichkeit abgestumpft wurde. Wir haben bisweilen vollkommen ehrliche Männer sagen hören: Das, was ich wünsche, ist zwar wider das Gesetz, aber es hängt doch nur von Ihnen ab, es mir zu gewähren, Sie sind ja Chef! — Sie sagten es in aller Unschuld, ohne zu ahnen, daß sie sich gegen ihre Bürgerpflicht vergingen, und der Director, Präsident u. s. w., er gab ihrem Wunsche nach, ohne recht zu wissen, daß er sich eigentlich eines Verbrechens schuldig machte. — Es wäre ein grober Irrthum oder Böswilligkeit, wenn man in Rußland überall Corruption sehen wollte; nein, es giebt dort Männer, welche bis zu einem gewissen Grade durchaus achtungswerth und über allen Verdacht der Bestechlichkeit erhaben sind und dennoch wider das Gesetz handeln, weil ihnen, wie gesagt, der Sinn für Gesetzlichkeit nicht klar ist, weil sie an Willkür gewöhnt sind. Ein Beispiel möge genügen.

Ein Beamter war krankheitshalber gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. — Nun bestimmt ein Gesetz klar und deutlich, daß die Staatsbeamten nach einer gewissen Reihe von Dienstjahren ein Drittheil oder die Hälfte der Pension erhalten, je nach den verschiedenen Ministerien; nehmen sie jedoch krankheitshalber ihren Abschied, so wird die Pension verdoppelt, das heißt statt ein Drittheil erhält er zwei Drittheile, statt der Hälfte das Ganze. Um dies beanspruchen zu können, muß das Abschiedsgesuch von einem Krankheitszeugnisse begleitet sein, welches der behandelnde Arzt ausstellt, dessen Ausspruch allein nicht entscheidend ist; der Arzt des Regiments, des Departements, der Anstalt, wo der Beamte dient, muß diesen untersuchen und das Zeugniß unterschreiben, falls seine Ansicht über die Krankheit mit der des behandelnden Arztes übereinstimmt. Auch das ist aber noch nicht genügend; der Oberarzt des betreffenden Ministeriums muß ebenfalls den Kranken untersuchen; weicht seine Meinung von der seiner beiden Collegen ab, fügt er seinen Namen den ihrigen nicht bei, so wird das Zeugniß gar nicht angenommen, seine Approbation jedoch verleiht dem Atteste die volle, rechtsgiltige Kraft. Diese nothwendigen Formalitäten waren von obigem Beamten erfüllt worden, sein Abschiedsgesuch nebst Krankheitszeugniß mit den drei gesetz-

lichen Unterschriften gelangte an das Comité, wo der Oberarzt, Herr E. (Leibarzt Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten Thronfolgers, jetzigen Kaisers) Sitz und Stimme hatte. — „Da ist die Sache des Herrn N. N.," sagte der Präsident, General R., zum Oberarzte. „Die Angelegenheit ist in Ordnung, denn ich sehe hier Ihre Unterschrift."

— O, der kann noch weiter dienen, bemerkte Herr E.

— Aber das Zeugniß behauptet das Gegentheil, und Sie haben es unterschrieben, entgegnete der Präsident.

— Ja, ich habe es unterschrieben, aber — er kann noch weiter dienen.

Damit war die Sache abgethan. Das ganze Comité bestand aus Männern, welche durchaus unfähig waren einem armen Beamten absichtlich zu schaden, doch thaten sie es hier, weil sie nicht bedachten, daß ein in gesetzlicher Form ausgestelltes Document doch unmöglich durch die Unbedachtsamkeit oder die augenblickliche Laune eines sonst ganz gutmüthigen Menschen umgestoßen werden dürfte; es fiel Niemandem ein, Herrn E. zu sagen: „Es stand Ihnen frei, Ihre Unterschrift zu verweigern, falls sie die Ansicht Ihrer Collegen nicht theilten, aber nun Sie einmal das Zeugniß unterschrieben haben, dürfen Sie sich nicht selbst widersprechen. Sie haben nicht das Recht, schriftlich zu sagen, daß er seinen Abschied nehmen müsse, und mündlich, daß er noch fortdienen könnte." — Wenn das Comité eine solche Inconsequenz schweigend hinnahm, so geschah es wohl nur einzig und allein, weil die Mitglieder alle gewohnt waren, nicht auf das Gesetz zu achten, sondern auf die Person; der Beamte, um den es sich handelte, war ihnen vollkommen gleichgiltig; Herr E. sprach, seine Stimme war entscheidend, man hörte nur auf ihn — hätte er das Gegentheil gesagt, es würde eben so gleichgiltig aufgenommen worden sein.

Es giebt vielleicht kein Land, auf welches die oben angeführten Worte Montesquieu's mehr anzuwenden wären, als auf Rußland, denn dort hat man unter manchen Gesetzen, welche jetzt abgeschafft oder modificirt werden müßten, auch gar viele, die so human, so richtig, einfach und klar, so den allgemeinen Bedürfnissen angemessen sind, daß sie unserem Codex zur wahren Zierde gereichen und überall nachgeahmt zu werden verdienten. Doch wozu dienen sie, wenn man sie nicht beobachtet? —

Aber was im Dunkel der Sclaverei möglich war, davon kann die Rede nicht mehr sein, seitdem unter Alexander's Scepter das Morgenroth der Freiheit schimmert, und Freiheit kann ohne religiöse Beobachtung des Gesetzes nicht bestehen. Das Gesetz muß König sein im Reiche, das Volk muß es lieben lernen, damit es ihm gerne gehorche, sich ihm ehrfurchtsvoll unterwerfe; es darf nicht mehr von der Willkür abhängen, denn Willkür ist unverträglich mit Gerechtigkeit.

In Wjatka, einer an Sibirien grenzende Provinz, hat sich vor Kurzem eine Gesellschaft gebildet zu dem Zwecke, die Kenntniß der Gesetze zu verbreiten. Das ist gewiß sehr anerkennenswerth, aber wir sehen nicht ein, welch' directer Vortheil dadurch dem Volke erwachsen könnte, denn die Kenntniß der Gesetze war ja stets verbreiteter, als die Beobachtung derselben, und diese können Bücher nicht lehren und noch weniger erzwingen. Die Gesetzlichkeit verlor sich bisher in Labyrinthe endloser Actenstöße, die Gerechtigkeit verkümmerte bei verschlossenen Thüren, das Recht erstickte in dumpfer Heimlichkeit — Bücher können hier nicht helfen, sondern einzig und allein Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und eine freie Presse. Ohne Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ist die Justiz nichts als eine im Finstern schleichende Vehme, welche Grauen und Entsetzen verbreitet; jeder Angeklagte ist vom Augenblicke seiner Vorladung an der Folter unterworfen, Furcht, Ungewißheit und Zweifel quälen ihn, denn seine Unschuld schützt ihn nicht —, ist doch Gerechtigkeit für ihn nur ein Zufall. Ueber dem Eingange eines solchen Tribunals sollten stets die Worte Dante's geschrieben sein: Lasciate ogni speranza; in dieser unheimlichen Stille und Einsamkeit ist dem Angeklagten die mühsam erlangte Kenntniß der Gesetze von keinem Nutzen, denn nicht das Gesetz, sondern denjenigen, der es handhabt, fürchtet er. Und zitternd und sich bekreuzigend steht er da, er weiß, daß ein Damoklesschwert über ihm hängt, und seufzend denkt er: Wenn der Kaiser das wüßte, wenn ich mit ihm sprechen könnte, ich wäre geborgen, aber — Gott ist hoch und der Zaar ist weit!

Wie ganz anders wäre ein solcher Gerichtshof, wenn Oeffentlichkeit und Mündlichkeit dort herrschten, wenn das Volk mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Ohren hören könnte, wie Recht gesprochen wird nach unbeugsamem, unveränderlichem Gesetze, welches eins ist für Alle, Hoch

oder Niedrig, Reich oder Arm; wie Gerechtigkeit geübt wird von Männern, die sich nicht in Heimlichkeit verstecken, sondern Licht fordern, noch mehr Licht, und dadurch beweisen, daß sie keine andere Richtschnur kennen, als die gewissenhafte, pflichtgetreue Beobachtung des Gesetzes; Richter, deren Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit der Schrecken der Schuldigen und die Zuflucht der Unschuldigen ist. Durch Oeffentlichkeit und Mündlichkeit wird das Volk moralischer werden, nicht allein die Gesetze, sondern, was wichtiger ist, die Beobachtung derselben kennen und die Obrigkeit ehren lernen; es wird die Wohlthat der Gesetze einsehen, denn es wird begreifen, daß selbst drakonische Gesetze, wenn nur streng beobachtet, der Willkür vorzuziehen sind, und wäre diese von den gutmüthigsten Menschen geübt, denn Willkür kann nie gerecht sein, und doch will das Volk nichts anders als Gerechtigkeit — la Justice est le pain du peuple, il en a toujours faim.

Die Heimlichkeit, welche auf einem Volke lastet, läßt ihm keine andere Wahl, als in Dienstbarkeit zu verkümmern oder sich an Willkür zu gewöhnen, und Willkür, sie mag nun von oben oder unten kommen, ist die Nichtbeobachtung des Gesetzes.

Man muß nichts hinzufügen, nichts wegnehmen, sondern es heilig beachten — in unserer Bureaukratie befinden sich aber leider gar viele Non-Conformisten.

Oeffentlichkeit und Mündlichkeit überall, natürlich auch auf den Provinzial-Landtagen, welche soeben durch die Gnade des Kaisers institutirt worden sind. Die Emancipation hat dem Volke die Freiheit gebracht, die Provinzial-Landtage werden ihm den Gebrauch der Freiheit lehren; sie werden den Bürger an das Bewußtsein seiner Rechte und Pflichten gewöhnen, ihn herausreißen aus dem engen Kreise, in welchem er bis jetzt eingezwängt war, ihn befreien von der Vormundschaft, die ihn maßregelte in seinen Beziehungen zur Regierung wie zu seinen Mitbürgern, eine Vormundschaft, welche ihm nicht allein nicht gestattete seine Kräfte zu gebrauchen, sondern ihm sogar die Fähigkeit bezweifeln ließ, für sich selbst zu sorgen. Jetzt tritt er in's öffentliche Leben ein, wo es sich um die Interessen seiner Provinz handelt; er muß beweisen, daß er weiß, was ihm noth thut, seine Wünsche und Bedürfnisse mit denen seiner Mitbürger in Einklang zu bringen suchen, sein Privatinteresse dem Wohle des Ganzen

unterordnen; er lernt auf gesetzlichem Wege seine Meinung aussprechen, seine Unabhängigkeit an den Tag legen, ohne Vormundschaft leben, nicht immer einen Befehl von oben her erwarten, sondern nöthigenfalls auch die Initiative ergreifen. — Nur die Oeffentlichkeit der Verhandlungen vermag die erste Wahl der Abgeordneten zu rechtfertigen und die nächsten Wahlen zu leiten, das ganze Volk in das Geheimniß seiner Rechte und seiner Pflichten einzuweihen, was bis jetzt ein Mysterium war; sie wird die Redlichkeit der Beamten überwachen, ihre Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern darthun, eine wohlverstandene Oekonomie einführen und die Bürger daran gewöhnen, Rechenschaft zu fordern über das für die Provinzialbedürfnisse bestimmte Geld. —

Das Alles ist nicht so leicht, wie es scheint, und läßt sich nicht so schnell erlernen, wie wir es hinschreiben; wenn man stets am Gängelbande geführt worden ist, so kann man sich nur nach und nach daran gewöhnen, die Freiheit zu genießen und sie zweckentsprechend zu benutzen; jede Bewegung muß daher reiflich überlegt und berechnet sein, nicht etwa um Fehler zu vermeiden — die werden gewiß begangen werden, das liegt in der Natur der Sache — sondern vielmehr um nichts zu überstürzen, um in den gesetzlichen Schranken zu bleiben. Daß diese einst erweitert werden, ist nicht zu bezweifeln, aber erst müssen wir beweisen, daß wir vorgeschritten und geprüft genug sind, um mit Mäßigung die uns verliehene Freiheit zu benutzen, und ist es erst so weit, so wird die Weisheit unsers allergnädigsten Kaisers den rechten Augenblick erkennen, wann er Seinem getreuen Volke neben den Provinzial-Landtagen auch einen allgemeinen Reichstag gewähren kann.

Der Gedanke, den wir hier aussprechen, mag vielleicht Manchem in unserem Vaterlande ganz ungeheuerlich klingen, fast wie Hochverrath; Revolution, Demagogenthum und andere Gespenster erschrecken ihn, er fürchtet eine Schwächung der kaiserlichen Macht, er sieht das Reich der Anarchie anheimfallen — genau dieselben hohlen Phrasen, welche das — Gottlob! — kleine Häuflein der Unbeweglichen, die rückwärtsgekehrten Revolutionäre, mit Angst und Entsetzen erfüllten, als der edle Alexander die Leibeigenschaft aufhob. Wir theilen diese durchaus nicht, wir sind im Gegentheil der Meinung Possoschkoff's, der vor fast zweihundert Jahren schon sagte: „Die Gerechtigkeitspflege ist etwas Erhabenes und Heiliges,

„und ehe ein Gesetz in Kraft tritt, müßte es erst in allen seinen Theilen „dem Volke zur Prüfung vorgelegt werden. . . . . Die Organisation des „Staates muß derartig gesichert sein, daß keine Klasse der Gesellschaft „es wagen könnte, daran zu rütteln; dazu ist aber eine allgemeine Be„rathung, ein vollkommen freies Zusammengehen durchaus nothwendig. . . „Gott hat Niemand so absolut bevorzugt, daß er sich einer allseitigen „Kenntniß aller Dinge rühmen dürfte, aber er hat allen Menschen Ver„nunft verliehen, jedem ein gewisses Maaß, und es findet sich Niemand, der „gar nichts erhalten hätte, es giebt daher auch keinen Menschen, dem man „nicht mit Vortheil in irgend einer Angelegenheit zu Rathe ziehen dürfte. „Auch muß man gestehen, daß jeder seine eigenen Sorgen und Schmerzen, „seine eigenen Bedürfnisse besser kennt, als diejenigen seines Nächsten.“— So sprach ein russischer Bauer unter der Regierung Peter's des Ersten, welcher die Ketten des Volkes straffer zog, und wir sollten nicht so sprechen dürfen unter der Regierung Alexander's, des Befreiers? Nein, wir verletzen nicht die Ehrfurcht, welche wir unserem hochherzigen Kaiser schuldig sind, indem wir einen Wunsch aussprechen, der gewiß von der Mehrzahl unserer Mitbürger getheilt wird; wir sind überzeugt, daß das monarchische Princip befestigt, gestärkt wird durch eine Versammlung von Vertrauensmännern, die, aus freier Volkswahl hervorgegangen, den Thron berathend umgeben. Der Kaiser herrscht und regiert, er ist unverantwortlich und hat Niemand Rechenschaft abzulegen für seine Handlungen, als Gott und seinem Gewissen, aber Allwissenheit und Allmacht sind Attribute Gottes allein, und auch der weiseste, edelste, größte aller Menschen ist doch nur Mensch, er ist dem Irrthum unterworfen, er theilt die Mängel und Schwächen alles Irdischen. Darum ist es gut, nicht Alles allein thun zu wollen, sondern auf den Rath und die Meinung Anderer zu hören — man kann nicht Alles allein thun, das ist nicht möglich. Die Regierung kann nicht Alles wissen, was vorgeht in einem Reiche von so ungeheurer Ausdehnung wie das unsrige, denn die officiellen Rapporte sind oft mangelhaft oder irrig. Ganz anders verhält es sich, sobald sich Abgeordnete versammeln, welche den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes nachkommen, wenn sie sie laut aussprechen und ehrfurchtsvoll um die Berücksichtigung derselben bitten, ihre Klagen zu den Stufen des Thrones bringen, mit einem Worte: die Regierung über Alles aufklären

dürfen, was dem Lande frommt. Weit davon entfernt, die Oeffentlichkeit zu scheuen, eine ruhige Discussion zu vermeiden, autorisirt sie vielmehr eine gewissenhafte Regierung, die für das wahre Wohl des Volkes besorgt ist; sie wünscht eine unbefangene Controle, sie fordert die Kritik heraus, und geschieht das bei uns, dann werden die Abgeordneten im Stande sein, zur Einführung einer richtigen Oekonomie im Staatshaushalte beizutragen, und unsere Finanzen zu ordnen, sie zu verbessern und zu sichern. Die Natur hat unserem Vaterlande unermeßliche Hilfsquellen verliehen, die in ihrer ganzen Ausdehnung uns selbst kaum bekannt sind; wenn wir sie erst entwickeln und ausbeuten, mit Fleiß und Sparsamkeit verfahren, dann müssen wir das reichste Volk der Erde werden.

Was die Presse betrifft, so ist sie unbestreitbar für die Regierung ein eben so nothwendiges wie unfehlbares Mittel, um Einfluß zu erlangen oder den schon gewonnenen zu befestigen, denn nur durch Oeffentlichkeit allein macht sie sich verständlich, sei es im eigenen Lande, sei es in der Fremde; sie bereitet ihre Handlungen vor, erklärt oder entschuldigt sie nöthigenfalls, und wenn sie mit Geschick, Ausdauer und Energie verfährt, so erspart sie sich dadurch die traurige Nothwendigkeit, zu schroffen, verletzenden Mitteln oder gar zu Gewaltmaßregeln ihre Zuflucht nehmen zu müssen. Dies gelingt ihr um so leichter, je mehr sie durch Offenheit das Vertrauen des Volkes zu gewinnen versteht. — Durch mißtrauisches Schweigen und kränkendes Heimlichthun entfremdet sie sich die öffentliche Meinung, sie erweckt Mißtrauen und es wird ihr schwer, mit ihren besten Absichten durchzudringen, ihre edelsten Pläne zu verwirklichen. Dies begriff man glücklicherweise bei uns, und seit der Thronbesteigung des Kaisers Alexander sprach sich die Regierung über die projectirten Reformen mit einer Offenheit aus, die vom Lande mit freudigem Danke anerkannt wurde; sie war weise genug die Discussion über die wichtigsten Tagesfragen, vorzüglich über die Emancipation der Bauern zu gestatten, und jetzt ist die Presse bei uns freier als in gewissen Ländern, die an der Spitze der Civilisation zu sein sich einbilden. Doch fehlen uns noch klare, bestimmte Gesetze, welche der Presse die ihr gebührenden Schranken anweisen — nach dem jetzigen Systeme ist sie nur tolerirt, und das darf nicht sein, denn in dieser Ungewißheit kann sie ihre Aufgabe nicht erfüllen. Sie muß einerseits die Wünsche und Bedürfnisse des Landes

laut aussprechen, das Volk belehren, die Regierung aufklären können; sie muß für Beide bald ein Sporn, bald ein Zügel sein, die Redlichkeit der Administration beleuchten, die richtige Anwendung der vom Volke bewilligten Gelder überwachen, die Handlungen der Beamten prüfen und besprechen dürfen. Sie muß dem Volke begreiflich machen, daß Freiheit nichts Anderes ist als die Herrschaft zeitgemäßer, d. h. den Bedürfnissen und der Entwickelung des Landes entsprechender Gesetze, daß Freiheit und Gesetz, Recht und Pflicht unzertrennlich sind im Herzen eines guten Bürgers, und daß Nichtbeachtung des Gesetzes, gleichviel ob von oben oder von unten, die schmählichste und gefährlichste Form der Tyrannei ist. — Andererseits darf es Niemandem gestattet sein, subversive Grundsätze zu predigen, Religion oder Moral anzugreifen, die Grundfesten des Staates zu erschüttern oder die Integrität des Reiches in Frage zu stellen, die Person des Monarchen in die Discussion zu ziehen, dem Volke unüberlegte Rathschläge zu geben, die es zum Ungehorsam gegen den Kaiser oder das Gesetz, oder zur Einmischung in Dinge verleiten könnten, die ganz außerhalb seiner Sphäre liegen; von allen Freiheiten zu sprechen, die das Land einst haben wird, für welche es jetzt aber noch nicht reif ist. So lange die Schranken unbekannt sind, innerhalb welcher die Erörterung stattfinden kann, tappt die Presse im Dunkeln, sie hängt von dem Gutdünken der Beamten ab, die heute verbieten, was sie gestern gestattet haben, und was morgen ganz unbeachtet durchgehen wird — das darf nicht sein. Wir wünschen daher ein Preßgesetz, das so streng sein mag, wie unser Bildungsgrad es erfordert, wie z. B. das finnländische, wenn es nur klar, deutlich und bestimmt genug ist, um jedem zu gestatten, unter seiner genau begrenzten Verantwortlichkeit die Angelegenheiten des Vaterlandes zu besprechen.

Wir wollen keine Zügellosigkeit der Presse, wie in England, aber auch keine Zustände wie in Frankreich, wo vor Kurzem ein Journal auf zwei Monate suspendirt worden ist, weil es in einem Nekrologe über den Marschall Pelissier daran erinnerte, daß er einst tausend Menschen verbrennen ließ, ein Factum, welches zu seiner Zeit in der Deputirtenkammer zur Sprache kam und daher für keinen Franzosen ein Geheimniß ist. Auch wir hängen noch von der Willkür eines Censors ab, der nicht allein à la française die Gedanken des Autors verstümmeln

oder unterdrücken kann, sondern ihn sogar nach überstandener Censur noch einer Verantwortlichkeit überläßt, die ihn wie das Schwert des Damokles bedroht. Man spricht über die Verschleuderungen, Unordnungen und Veruntreuungen in unserer Heeresadministration, über die Fehler mancher Generale. . . . . Das ist Mangel an Patriotismus, heißt es dann, ein Angriff auf unsere brave Armee, deren Chef der Kaiser ist! — Man deckt die Nachlässigkeit oder Rohheit eines Polizeicommissarius auf, die Bestechlichkeit eines Richters, die Unfähigkeit eines Beamten, den schleppenden Gang unseres Gerichtsverfahrens, die Schwerfälligkeit unserer Bureaukratie, die Widersprüche in unseren Gesetzen . . . . Das ist ein Angriff auf die Regierung! — Man wundert sich über die fabelhafte Schwäche, die man beim Ausbruche des polnischen Aufstandes bis zur Ankunft des glücklicherweise energischen Grafen Berg an den Tag legte, eine Schwäche der allein die Verbreitung und die lange Dauer der Unruhen zuzuschreiben ist . . . . auch das ist ein Angriff auf irgend Jemand oder irgend etwas. — Mit dergleichen Deuteleien gelingt es am Ende gar, den Cardinal Richelieu zu übertreffen, der einst sagte: „Ich wette, Sie können nicht fünf Worte schreiben, für welche ich Sie nicht nach der Bastille schicken dürfte." — Der Pater Joseph schrieb: eins und zwei sind drei. — „Unglücklicher! Sie leugnen die Dreieinigkeit." — Solchen Spitzfindigkeiten kann nur ein deutliches, wenn auch noch so strenges Preßgesetz vorbeugen, welches zugleich dem Verfasser das Recht der Vertheidigung gewährt und ihn vor Willkür schützt. Fort mit aller Willkür, sei es wo es sei, denn sie ist nicht allein das größte Unglück, das die Unterthanen treffen kann, sie ist auch eine Gefahr für die Regierung, weil sie das Volk an Ungesetzlichkeit gewöhnt, und wohin man damit gelangt, sehen wir an Polen und Frankreich. Polen ist an Ungesetzlichkeit untergegangen und in Frankreich hat die Willkür die Legitimität vernichtet; seit mehr als siebzig Jahren lebt man dort au jour le jour, die rohe Gewalt allein hält sich aufrecht, und mit der Legitimität ist auch jeder Begriff von Legalität verschwunden, so daß das Volk einerseits jede Revolution glorreich nennt, andererseits aber auch daran gewöhnt ist, massenhaft, ohne Urtheil und Recht nach Cayenne und Lambessa deportirt zu werden — Granier de Cassagnac, der gewiß unverdächtige Geschichtschreiber des Kaiserreichs, gesteht, daß in den Jahren 1851—52

nur sechsundzwanzigtausend fünfhundert Menschen dahingeschickt worden sind. — Vor französischen Einflüssen, Zuständen und Ideen, vor glorreichen Revolutionen und Deportationen beschütze uns Gott!

Es mag wohl Manchem langweilig sein, in diesem kleinen Schriftchen so oft Gesetz, Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit zu begegnen, unsere Presse aber wird diese Worte nie oft genug wiederholen. Das Volk muß sie immer und immer wieder hören, bis sie ihm in's Herz dringen und dort Wurzel fassen, bis sie einen Theil seiner Religion ausmachen. Es muß begreifen, daß Beobachtung des Gesetzes allein Ruhe und Ordnung schafft und aufrecht hält, daß Willkür mit Sicherheit des Eigenthums, des Lebens, der Ehre nicht vereinbar ist, daß ohne Gesetzlichkeit keine Gerechtigkeit bestehen kann, und daß nur derjenige nach Freiheit streben darf, der das Gesetz achtet.

Was wir von unserer Presse wünschen, ist, daß sie sich vorzugsweise mit den vaterländischen Angelegenheiten beschäftige, sich um das Ausland so wenig wie möglich kümmere und nicht gar ihre Zeit verliere mit Berichtigungen unsinniger Pariser Zeitungsartikel. Seit langer Zeit schon gleicht die französische Presse einem Estaminet, wo man dem Blousenpublikum niemals reinen Wein einschenkt, sondern Grüneberger, Fusel oder auch fades Sodawasser, wenn das gefälschte Gebräu nur recht pikant ist und schäumt — il faut que cela mousse — das ist die Hauptsache. Man brüllt Bänkelsängerlieder, sentimentale, von der N i o b e d e r N a t i o n e n, von e i n e m V o l k e in T r a u e r, auch grausenerregende, von dem barbarischen Moskowiter, dem tigre altéré de sang, der zum Frühstück ein **Biftek** de Polonais verzehrt, zu Mittag ein Fricassée de Circassiens, und Abends sich nicht ohne eine Côtelette de Polonaise niederlegen kann. Das Publikum ist noch mehr verblüfft als gerührt; je n'y vois que du feu, sagt der Eine; je n'y comprenons rien, mais c'est beau tout de même, der Andere; doch Alle sind zufrieden, besonders die Schenkwirthe, die gute Geschäfte machen. Wenn's nöthig wäre und nützte, wir könnten die Summen nennen, die diese Bänkelsänger aus dem Hôtel Lambert, aus dem Palais Royal und aus London bezogen, und sie haben ihre Schuldigkeit gethan, contractlich gefälscht, redlich gelogen, ehrlich verleumdet, ihre Phantasie auf die Folter gespannt, um Ungeheuerliches zu erfinden, und es ist ihnen recht gut ge-

lungen. Unsere Presse versteht nichts davon, sie ist noch zu jung, zu unerfahren; wenn sie von Recht, Wahrheit und Freiheit spricht, so meint sie es noch ernst. Doch muß sie sich von ihrem jugendlichen Enthusiasmus nicht hinreißen lassen, mit dem ersten Besten den Degen oder die Feder zu kreuzen, dabei kann sie nichts gewinnen. Am allerwenigsten darf sie eine Craintplomb'sche Rede beachten, oder ihn gar einer Entgegnung würdigen. Solch ein Gesell dont le courage ne depasse pas le ruisseau verkriecht sich feige im Schatten einer Tribüne, und aus sicherem Versteck bellt er die Vorübergehenden an. Wie fühlt er sich geschmeichelt, wenn man ihm die Ehre erweist, auf ihn zu achten! Doch wozu führt das? Er hat schon genug Briefe aus London und Warschau erhalten; Petersburg und Moskau brauchen seine Autographensammlung nicht zu bereichern. — Kläffen und Schimpfen ist auf das Bierstubenpublikum civilisirter Länder berechnet, uns russische Barbaren darf das nicht kümmern, es müßte uns denn zum Muster dienen, wie man nicht schreiben und sprechen solle.

Kein Liebäugeln mit dem Auslande, dessen Meinung für uns nicht maßgebend sein kann, dessen Urtheil uns nicht bestimmen darf, unsere eigenen Interessen zu vernachlässigen. Gewiß müssen wir gerecht sein gegen andere, aber gegen uns auch, und wenn die Chinesen uns deshalb Barbaren nennen, absichtlich ihre kleinen Aeuglein schließen, weil sie nicht sehen wollen, nun so sind sie eben Chinesen, die in ihrer Aufgeblasenheit sich für Kinder des Himmels halten und die Civilisation erfunden zu haben glauben. — Hüten wir uns besonders, die politischen Formen des Auslandes nachzuäffen, wir könnten dabei nur verlieren und nichts gewinnen. Die Schweiz kann unser Vorbild nicht sein, sie ist republikanisch und wir sind monarchisch; das aristokratische England noch weniger, denn wir sind demokratisch*), und Frankreich vollends nicht,

*) Wir verstehen hier unter aristokratisch die gesetzliche Bevorzugung einer Klasse von Staatsbürgern vor allen anderen; unter demokratisch die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, ihre Gleichberechtigung zu allen Aemtern und Würden, in so fern sie die Fähigkeit dazu an den Tag legen. Ein Bürger kann nicht Adelsmarschall sein, ein Jude nicht Bischof, ein Christ nicht Mufti und ein Mohamedaner nicht Rabbiner, alle aber sind berechtigt darnach zu streben, Volksvertreter, Generale, Minister und Gesandte zu werden, sie müssen es werden können, wenn sie die

denn dort ist nach Thiers das Urbild der Regierung ein Generalstab, und bei uns ist es die Commune.

Bleiben wir daher, was wir sind, Russen, nichts als Russen, und schreiten wir rüstig auf der Bahn fort, welche Traditionen, Charakter, Sitten und Religion uns anweisen, dann werden wir zu einer Entwickelung gelangen, die von der übrigen europäischen Civilisation in manchen Stücken unterschieden, aber deshalb passender für uns sein wird, denn sie wird national sein, d. h. die einzige, die zum Heile einer Nation führen kann. — Auch das Wort Constitution möchten wir gern vermeiden, weil es nur von Wenigen richtig verstanden wird. Jedes Land, dessen Regierung regelmäßig, gesetzmäßig functionirt, ist constituirt, es hat daher eine Constitution. Heutzutage aber nennt man so ein Stück Papier, wo die Rechte der Unterthanen verzeichnet und ihre Pflichten fast immer mit Stillschweigen übergangen sind, einen Papierfetzen, welchen das empörte Volk dem verrathenen Monarchen abgezwungen oder ihm aufgezwungen hat, und den beide Theile beseitigen, sobald sich die Gelegenheit dazu darbietet. — Wir wollen nichts Aehnliches, denn wir sind der Meinung Joseph de Maistre's: Die besten Constitutionen sind die ungeschriebenen. Nein, es darf kein Stück Papier sein zwischen dem Kaiser Alexander und seinem treuen Volke, das ihn liebt und verehrt; er soll herrschen und regieren, nach **Grundgesetzen**, die er selbst freiwillig gegeben hat, **Grundgesetze, welche von Regierung und Volk gleich heilig beobachtet werden.** Was uns jetzt vor Allem noth thut, das ist: bürgerliche und religiöse Freiheit,

---

nöthigen Eigenschaften dazu besitzen. Die Prudelwitz und Strudelwitz sind durch ihr von allein durchaus nicht mehr als Schulze und Müller, doch weil Schulze und Müller auch zweibeinige unbefiederte Geschöpfe sind, ganz wie der Herr v. Bismarck, so sind sie deswegen diesem noch nicht gleich. — Pegasus, Bucephalus und ein Ackergaul sind vierbeinig, sie sind Pferde, und in so fern gleich, aber man denke sich Bucephalus, der den Pflug ziehen wollte, Goethe auf einem Ackergaul und den Marschall Wrangel auf dem Pegasus! — Nun, es giebt auch menschliche Ackergäule, ganz nützlich und achtungswerth, nur müssen sie nicht Apollo und Alexander tragen oder den Staatswagen leiten wollen, sondern an dem Platze bleiben, den ihnen die Natur, d. h. ihre Fähigkeiten anweisen.

Gleichheit vor dem Gesetze wie vor Gott und die Garantie der persönlichen Sicherheit — Das können wir haben ohne eine geschriebene Constitution, und dann wird Jedermann mit Lust und Liebe für das Wohl des Vaterlandes arbeiten, er sei Christ, Jude oder Mohamedaner, dann wird Freiheit und Gerechtigkeit im Lande sein.

> Civil and religious liberty for every body. —
> George Canning.

Wenn man einen Plan von St. Petersburg zur Hand nimmt, so findet man eine große, prächtige Straße, die vom Residenzplatze nach der Kirche des heil. Alexander-Newsky führt, die weitberühmte Newski'sche Perspective, welche ein geistreicher Franzose einst Rue de la Tolérance nannte. In der That ist diese Straße ein Bild der religiösen Toleranz, welche die Russen schon vor Jahrhunderten vor anderen viel civilisirteren Völkern auszeichnete. Wenn man vom Winterpalaste in die Newskische Perspective tritt, so findet man links

1. die holländische reformirte Kirche;

2. die Schweizer reformirte Kirche, in welcher deutsch und französisch gepredigt wird, und gegenüber, unmittelbar neben einander,

3. die schwedische und

4. die finnische lutherische Kirche;*)

5. die deutsche lutherische St. Peterkirche;

6. die römisch-katholische Kirche, in welcher polnisch, französisch, italienisch und deutsch gepredigt wird;

7. im Engelhard'schen Hause, an der Ecke der kasanschen Brücke, ein Betsaal (Moschee) für Mohamedaner;

8. die armenische Kirche und endlich

---

*) Diese beiden Kirchen befinden sich in der Stallhofstraße, wir zählen sie jedoch zu den in der Newski'schen Perspective befindlichen, weil sie, nur wenige Schritte von derselben entfernt, von dort gesehen werden können.

9. auf der rechten Seite der Straße eine orientalisch-katholische Kirche, — der heil. Jungfrau von Kasan geweiht.

Das Terrain, auf welchem diese Gotteshäuser gebaut sind und zu welchem sehr ausgedehnte Häusercarrés gehören, die viele Millionen werth sind, ist von der Regierung gratis gegeben worden.

Die Gymnasien, die Cadettencorps und die kaiserlichen Mädcheninstitute haben jedes eine orientalisch-katholische Kirche für die Mehrzahl der Zöglinge, und eine protestantische, sowie eine römisch-katholische Capelle für die Schüler dieser Confessionen. In den Militärschulen, wo die Zöglinge auf Staatskosten erzogen werden, giebt es außerdem noch einen Betsaal für Mohamedaner, und die Religionslehrer, auch der Mufti, sind seltsamerweise viel besser bezahlt als die Priester der Staatskirche.

Vor ungefähr 25 Jahren gab es in Rußland vier Minister zu gleicher Zeit, welche verschiedenen Confessionen und nicht der Staatskirche angehörten: 1. Graf Nesselrode, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war Anglikaner; 2. Graf Benkendorf, Polizeiminister, römisch-katholisch; 3. Fürst Lieven, Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrenhuter, und 4. Graf Cancrin, Finanzminister, zum Protestantismus übergetretener Israelit. — Jetzt ist der Finanzminister von Reutern ebenfalls Protestant.

Unter den Diplomaten hat es stets Protestanten und römische Katholiken gegeben: Pozzo di Borgo, Matuschewitsch, Potocki, Fonton, Labienski, Stöckl — römisch-katholisch; Chreptowitsch — Calvinist; Medem, Pahlen, Stackelberg, Budberg, Brunnow — Lutheraner. Den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Nesselrode, haben wir schon oben genannt.

In der Armee und der Marine haben Christen aller Confessionen und auch Mohamedaner stets die höchsten Stellen eingenommen: der Genfer Lefort, Lehrer Peter's des Ersten, war Calvinist; Barklay de Tolli — Anglikaner; Münich, Wittgenstein, Igelström, Fersen, Todleben — Protestanten; Admiral Greigh, Elphinstone — Anglicaner; Berg, der jetzige Statthalter von Polen, ist römisch-katholisch. General Lebed, Mohamedaner, und eben so der Obrist Adil Girei, der jetzt ein Kosakenregiment commandirt.

So auch in allen übrigen Ministerien. Wir fanden kürzlich in dem Journal de St. Pétersbourg: „Durch ein Rescript vom 19. April hat Se. Maj. der Kaiser dem wirklichen Staatsrath Mirza Djaffar Tobtschibaschev den Annenorden erster Classe zu verleihen geruht.“

Doch nicht allein Christen aller Confessionen und Mohamedaner sind den Orthodoxen völlig gleich gestellt, sondern auch Heiden. Der Herr General Puschtschin, Director des adeligen Corps in St. Petersburg, zeigte uns auf einer und derselben Bank einen orientalisch-katholischen Zögling, einen römisch-katholischen, einen Protestanten, einen Tartaren und einen Feueranbeter aus Baku. — Hier müssen wir noch eines gewiß seltenen Beispiels von kirchlicher Toleranz erwähnen, welches Herr Sulima erzählt: „Vor fünfzehn Jahren besuchte ich die Kirche „Mariä Himmelfahrt in Moskau und fand dort am Eingange unter den „Bildern, welche die Mauer decorirten, drei Greisenköpfe mit der Unter-„schrift Sokrates, Plato und Aristoteles. Ganz erstaunt fragte ich meinen „Führer, wie denn diese Heiden in eine orthodoxe Kirche kämen? — „Diese Heiden, lautete die Antwort, waren so vollkommen, daß sie sich „fast bis zum Christenthum emporgeschwungen haben, und wenn sie die „heilige Taufe erhalten hätten, gewiß verdienten, im Innern des „Tempels zu sein.“ — Sollte der Führer etwa den heil. Chrysostomus gelesen haben?

Die Toleranz der orientalisch-katholischen Kirche ist um so anerkennenswerther, da sie nicht etwa neuern Datums, sondern stets so gewesen ist. Nie hat die Inquisition in Rußland Eingang gefunden, nie ist Rußlands Boden durch ein Auto-da-fé besudelt worden, das bis zum Anfange dieses Jahrhunderts in Spanien zur Verherrlichung jedes großen Festes nothwendig war, — von 1481 bis 1808 sind dort einunddreißigtausend neunhundertzwölf Menschen lebendig verbrannt worden. Auch Italien und Frankreich bewiesen ihren Glaubenseifer durch Verbrennen und massenhaftes Morden von Ketzern, und sogar in Deutschland ging es nicht besser her, auch dort loderten Scheiterhaufen zur Ehre Gottes, und die Martyrologie der Hexen und Zauberer, welche gewöhnlich zu den Ketzern gezählt wurden, ist eins der grauenvollsten Capitel in der blutigen Geschichte der römischen Kirche. Am Charfreitage des Jahres 1616 verkündete man von der Domkanzel in Würzburg, „daß

„im verflossenen Jahr dreihundert Hexen verbrannt worden seien." Bis zum Jahre 1635 sind in dieser Stadt über neunhundert Hexen zum Theil verbrannt, zum Theil auf andere Art hingemordet worden. Von 1627 bis 1629 allein wurden dort hundertachtundfünfzig Hexen und Zauberer verbrannt, worunter sich zwölf Priester, ein Rathsherr mit seiner Frau, ein Edelfräulein, ein Doctor, achtzehn Knaben von zehn bis vierzehn Jahren, ein blindes Mädchen, ein Mädchen von neun Jahren mit ihrer noch jüngeren Schwester befanden (Gesch. von Würzburg). — Nach Poets and Poetry of Germany sollen von 1580—1680 an hunderttausend Menschen für Hexerei und Zauberei in Deutschland hingerichtet worden sein, von welchen neun Zehntel Frauenzimmer waren.

Vor solchem Gräuel ist Rußland durch die wahrhaft christliche Toleranz der orientalisch-katholischen Kirche bewahrt worden, dort konnte fast jeder nach seiner Façon selig werden.

Erst in neuester Zeit hat man im übrigen Europa angefangen zu begreifen, daß keine Regierung das Recht hat, sich um die religiöse Meinung ihrer Unterthanen zu kümmern, denn der Glaube ist etwas durchaus Individuelles, und eben so wenig wie man zwei Baumblätter finden kann, die absolut gleich wären, eben so wenig kann man zwei Menschen finden, welche in ihren religiösen Anschauungen gar keine Nüancen darböten, und da Niemand vernünftigerweise behaupten darf, allein im Rechte zu sein, alle Anderen aber im Unrecht, so gebietet auch die erste Regel der gesunden Vernunft, jede Religion zu achten, keinen Menschen in der Ausübung derselben zu hemmen — er müßte denn Grundsätze bekennen, die mit der Moral oder öffentlichen Sicherheit unvereinbar sind — keinem Menschen seines Glaubens wegen diejenigen Rechte vorzuenthalten, auf welche jeder Bürger durch die Erfüllung seiner Pflichten und durch seine Fähigkeiten Anspruch machen kann.

In England hat es einen dreißigjährigen Kampf gekostet, bis die Katholiken die Emancipationsacte erlangten, welche sie den Anglikanern gleichstellte, und den Juden ist es bis heute noch nicht gelungen, die gesetzliche Berechtigung zum Eintritt in's Parlament zu erhalten, sie sind dort nur geduldet und von ihrer Zulassung zum Oberhause ist keine Rede. In Schweden und Norwegen kommen noch heute die Beschrän-

kungen, denen die Katholiken unterworfen sind, einer vollkommenen Ausschließung fast gleich, und auch in Dänemark beaufsichtigt man sie mit mißtrauischer Vorsicht. Nicht nur, daß kein römischer Geistlicher sich in Schleswig niederlassen konnte, er bedurfte sogar einer besondern Erlaubniß der Kopenhagener Regierung, um über die Gränze zu kommen. Selbst der Bischof von Osnabrück, unter dessen geistlicher Hoheit die Katholiken in den Elbherzogthümern standen, mußte erst in Kopenhagen um Erlaubniß ansuchen, wenn er als apostolischer Vicar eine Rundreise zur Inspicirung seiner geistlichen Heerde im Norden antreten wollte. Die äußere Ausübung des römischen Gottesdienstes war in jeder Weise beschränkt; die Katholiken durften keine Glocken haben, jede kirchliche Handlung nur in dem dazu bestimmten Gebäude vornehmen (namentlich Processionen). Gemischte Ehen durften nur mit ausdrücklicher Erlaubniß der Regierung stattfinden, und diese wurde nur ertheilt, wenn die Verlobten einen Revers ausstellten, daß ihre Kinder im protestantischen Glauben erzogen werden sollten. — Am 29. Juni d. J. verbot der Justizminister Casse dem römischen Missionär in Island, öffentliche Vorträge zu halten. — In Frankreich sind Israeliten und Protestanten erst seit der Revolution von 1789 den Anhängern der römischen Kirche gleich gestellt, doch kommen dort noch jetzt Beispiele von Intoleranz vor, die man in anderen Ländern, namentlich in Rußland vergebens suchen würde. Vor zwei Jahren lag ein Russe in einem Pariser Hospital auf dem Todtenbette; der Geistliche der russischen Gesandtschaft wollte ihm die Sterbesacramente reichen — die Administration des Hospitals verweigerte dem Priester den Eintritt! — In Oesterreich sind die Protestanten noch immer in der gedrücktesten Lage; in manchen Provinzen ist ihnen die Erwerbung von Grundbesitz nicht gestattet. Die Innzeitung vom 28. Jan. dieses Jahres erzählt, daß auf Ansuchen des dortigen Geistlichen einer armen protestantischen Frau, welche sich gesundheitshalber in Meran aufhielt, verboten wurde, katholischen Kindern Privatstunden zu ertheilen.

Dort war es auch, wo zu Anfange dieses Jahres die Pfaffen das Volk aufhetzten, ein paar allegorische Statuen, welche sie für lutherische Göttinnen (!!) hielten, zu zertrümmern, und sie entschuldigten sich später damit, daß ihre Züchtigkeit, ihr moralisches Gefühl verwundet gewesen sei durch die Nacktheit besagter Göttinnen . . . . Für Verbreitung der

Züchtigkeit hatte vielleicht auch der Kurat Hofer gesorgt, der kürzlich noch von einem Tyroler Blatte für seinen Religionseifer ganz besonders gelobt und am 3. Sept.. — für Schändung, Unzucht gegen die Natur und Verführung zur Unzucht verurtheilt wurde. Er hatte sein sauberes Gewerbe durch zwölf Jahre getrieben und selbst den Beichtstuhl zur Befriedigung seiner Lüste benutzt. Die Allgemeine Zeitung, doch gewiß ein unverdächtiges Blatt, sobald es sich um papistische Dinge handelt, fügt hinzu: „Man will zur Ehrenrettung des tyrolischen Klerus behaupten, daß derlei Fälle nur vereinzelt dastehen, sie mehren sich aber in ganz kurzer Zeit, und Tyrol wetteifert fast mit Oberitalien." — Dieses „fast" in Bezug auf Italien erinnert an das französische Sprüchwort: près du pape, loin de l'Église; près de l'Église, loin de Dieu.

Die Art und Weise, wie sogar in Deutschland Katholiken und Protestanten sich scheiden, oder vielmehr von ihrer geistlichen Behörde auseinander gehalten werden, hat bisweilen etwas Komisches. In Augsburg z. B. haben beide Confessionen ein gemeinschaftliches Krankenhaus, doch werden die Krankensäle und die Verwaltungen getrennt gehalten und die Beleuchtung geschieht im katholischen Theile mit Oel, während die Protestanten Talglichter brennen. Da nun die Stumpen der letzteren ein Emolument der Aufseher waren, so kam es darüber zum Streite und zu einer Beschwerde beim Magistrat, indem das katholische Personal auch seinen Antheil an den protestantischen Lichtstumpen in Anspruch nahm. — Im vorigen Jahrhundert wiesen die Väter der Stadt Augsburg den Schweineställen vor den Thoren rechts und links von der Straße ihre Localität an; die Trennung nach Confessionen wurde auch für die Schweine beibehalten, die Ställe der einen mit A. C. (Augsb. Confession), die anderen mit K. von Magistratswegen bezeichnet.

Die Scheidung zwischen katholischen und protestantischen Schweinen hat wahrscheinlich schon längst aufgehört, aber für die Wäscherinnen der verschiedenen Confessionen gab es bis vor Kurzem noch verschiedene Waschhäuser. „Il faut laver son linge sale en famille" dachte man wohl.

Que Picardia! ist ein ganz gewöhnlicher Fluch in Spanien, weil Calvin Picarde war; in Deutschland hört man oft von Protestanten: es ist zum Katholisch werden! in England: go to the Pope! — und in

Savoyen nennen die Bauern ihr Ochsenpaar: Froment et Zuli (Zwingli) — Dergleichen mag beim rohen, ungebildeten Volke noch hingehen, aber was kann man dazu sagen, wenn die katholische Geistlichkeit offenen Haß gegen Nichtpäpstlinge predigt? Erst vor wenigen Monaten wurde bei einer Procession in Innsbruck auf die „fürchterlichen Folgen" hingewiesen, welche das Eindringen des Protestantismus in Tyrol mit sich bringen würde! — Am 21. April d. J. wurden einem Protestanten, Namens Anton Lauber, von der Geistlichkeit des Cantons Luzern seine fünf Kinder gewaltsam entführt, um sie zu Papisten zu machen, und diese Nichtswürdigkeit wurde dort wie ein Sieg gefeiert, sogar durch Artilleriesalven.

Wir haben diese Facta zusammengestellt, um zu beweisen, daß fast überall in Europa die religiöse Toleranz weit geringer ist als in Rußland, wir wollen aber damit keineswegs sagen, daß sie bei uns gar nichts mehr zu wünschen übrig ließe, im Gegentheil, bei uns giebt es eine Intoleranz, welche nicht einmal die Logik des „heiligen Stuhls" für sich hat.

Die römischen Katholiken erkennen einen Menschen für ihren religiösen Chef an, und da dieser sich für unfehlbar und seine Kirche für die alleinseligmachende auszugeben wagt, so ist es, von seinem Standpunkte aus betrachtet, einigermaßen logisch, daß in Rom keine Nichtpäpstlinge geduldet werden, daß man dort Judenkinder raubt, um sie zur Seligkeit zu pressen, oder daß man in dem absolut papistischen Spanien nicht allein Protestanten auf die Galeeren schickt, sondern auch Katholiken, welche sich unterfangen, die Bibel zu lesen. Unsere Kirche aber hat kein Oberhaupt auf Erden,*) Rußland ist kein absolut orthodoxer Staat, denn er gestattet ja allen christlichen Confessionen gleiche Freiheit mit den An-

*) Es giebt noch hin und wieder, sogar in Deutschland und der Schweiz, Personen, die auf Bildung Anspruch machen, und doch unwissend genug sind, den Kaiser von Rußland für das Oberhaupt der orientalisch-katholischen Kirche zu halten, für eine Art Papst!! Ein wenig Nachdenken würde sie bald eines Besseren belehren, aber . . . Wir verweisen sie auf „Discussion entre Mgr. l'Évêque de Nantes et M. l'Archiprêtre J. Wassilieff au sujet de l'autorité ecclésiastique dans l'Église de Russie. Paris 1861," und fügen nur hinzu: Jeder Russe ist stets bereit für Kaiser und Vaterland Gut und Blut zu opfern, aber kein Jota seiner religiösen Ueberzeugung. Der Kaiser gehört seiner Kirche an wie jeder andere orthodoxe Christ, nicht mehr und nicht weniger.

gehörigen der orthodoxen Kirche, Rußland ist auch kein absolut christlicher Staat, denn Mohamedaner und Heiden sind keinerlei Beschränkung unterworfen, und man ist unduldsam gegen Sectirer (Altgläubige), welche doch eigentlich nur der Form nach von der orthodoxen Kirche getrennt sind, und dieser doch gewiß näher stehen als die Verehrer des Papstes, man ist unduldsam gegen Israeliten, obgleich das alte Testament dem Evangelium gewiß näher steht als der Koran oder der Zendavesta!

„Die Ketzer sind von Gott verflucht und müssen mit Feuer verbrannt werden," sagt Torquemada, der, als er im Jahre 1498 sein Amt niederlegte, achttausend achthundert Menschen hatte verbrennen lassen. (Mariana, welcher diese Worte anführt, fügt jedoch hinzu, daß man nicht gar zu oft zu so extremen Mitteln greifen müsse.)

Ketzer, Sectirer, Schismatiker — im Grunde eins und dasselbe, Einzelne, die von der als orthodox angenommenen Kirchenlehre abwichen, nannte man Ketzer, und nach der Theorie Torquemada's hatte ja der erste römische Bischof, welcher von der orthodoxen Kirche abfiel, ein Recht auf den Scheiterhaufen. — Zählte er nur wenige Anhänger, so würde man sie Sectirer nennen, und jetzt, da sie in sehr großer Anzahl vorhanden sind, werden sie von den orientalisch-katholischen Christen Schismatiker genannt.

Torquemada stützte sich wahrscheinlich auf die Aussprüche einiger Kirchenväter und die Entscheidungen der Concilien. So ehrwürdig die Kirchenväter auch sein mögen, so sind sie doch nicht immer einig, sie widersprechen einander oft, und wenn die einen mit grausamer Härte wider die Ketzer auftreten, so empfehlen andere im Gegentheil nur Mittel christlicher Sanftmuth. Chrysostomus sagt ausdrücklich (Homelin 46 über Matthias): „Man muß die Ketzer nicht tödten, denn das würde einen ewigen Weltkrieg hervorrufen." — Leo der Große: „Der christlichen Sanftmuth genügt die priesterliche Entscheidung, Hinrichtungen aber sind ihr zuwider." — Augustinus: „Damit die Donatisten nicht durch das Einschreiten weltlicher Richter der ewigen Verdammniß anheimfallen, wünschen wir, daß sie bekehrt, aber nicht getödtet werden." Und in dem Briefe 100 an Marcellin: „Ich bitte Dich, nie die Todesstrafe wider sie anzuwenden, auch wenn sie die größten Verbrechen eingestanden hätten;

ich beschwöre Dich darum um unseres Gewissens willen und damit die katholische Sanftmuth geliebt werde." — Was die Concilien betrifft, so trugen sie stets den Stempel ihrer Zeit, bald vertieften sie sich in kindische Sophistereien (man denke nur an das Concilium von Cordova, welches lange darüber stritt, ob das Weib auch eine Seele habe oder nicht, und endlich mit nur sehr schwacher Majorität zwar bejahend entschied, doch mit dem Zusatze: eine geringere als der Mann), bald ließen sie sich zu einer Glaubenswuth hinreißen, die mit dem Geiste des wahren Christenthums, der Moral und gesunden Vernunft im schreiendsten Widerspruche stand und von den hervorragendsten Männern ihrer Zeit offen und scharf gerügt wurde. So sagt Martin von Tours über die Hinrichtung des Priscillus in Trier im Jahre 385: „Es genügt vollkommen, daß der vom Bischof verurtheilte Ketzer aus der Kirche ausgeschlossen werde, die Intervention der weltlichen Macht in einer reinen geistlichen Sache würde eine sehr bedauerungswürdige Neuerung sein." Martin verweigerte auch den Priestern, die sich beim Processe des Priscillus betheiligt hatten, alle Kirchengemeinschaft, entschloß sich endlich zu derselben unter der Bedingung, daß die anderen Processe eingestellt würden, trauert aber später über diese Concession zeitlebens, und besucht von da an keine Synode mehr.

Nach solchen Autoritäten dürfen wir wohl behaupten, daß keine Staatskirche, keine Regierung Sectirer, Anhänger fremder Confessionen oder Religionen bedrücken oder ihnen irgend welche bürgerliche Rechte verweigern darf; von Tödten oder Verbrennen kann jetzt, Gott Lob, nicht mehr die Rede sein, ist doch das öffentliche Gewissen schon empört genug, wenn man davon hört, daß in unseren Tagen noch Protestanten auf die Galeeren geschickt oder Judenkinder geraubt und zum Papismus gepreßt werden.

„Aber die Juden sind Spitzbuben, Gauner," sagt Grattenauer. — Nun er kannte sich darauf, ist er doch selbst für falsche Wechsel längere Zeit im Gefängnisse und überdies noch in die Giftmischerei der Geheimräthin Ursinus stark verwickelt gewesen, aber eben deshalb kann man eben so wenig sagen, alle Juden sind Gauner, wie alle Gauner sind Juden, wenigstens kommen außer Herrn Grattenauer in den Ge-

fängnissen und auf den Galeeren auch bisweilen Unbeschnittene vor, ja es giebt selbst Juden, welche nicht allein beraubt, sondern auch geraubt werden, und zwar nicht von Religionsgenossen, sondern von Menschen, welche das Monopol der Seligkeit zu haben behaupten. — Wir Russen haben übrigens von der Spitzbüberei der Juden wohl am wenigsten zu fürchten, „denn so pfiffig sie auch sind, so braucht's doch ihrer Drei, um einen Russen zu betrügen," meinte Peter der Große.

„Die Juden gebrauchen Christenblut zu ihrem Osterkuchen," sagt Eisenmenger.

Sonderbarer Geschmack!

Wir haben viel über diesen Gegenstand nachgedacht, uns oft darüber mit unseren Landsleuten unterhalten, es ist uns aber nie gelungen, einen nur halbwegs annehmbaren Grund für den Druck zu finden, der auf Altgläubigen und Israeliten haftet.

Der Russe ist daran gewöhnt, über sich, neben sich, unter sich fremde Religionen und Nationalitäten zu sehen und mit ihnen friedlich zu verkehren. Religionshaß, Nationalhaß sind ihm durchaus unbekannt. In dem Ausschließen der Altgläubigen und Israeliten können wir daher kein Zugeständniß finden, welches die Regierung den Vorurtheilen des Volkes zu machen gezwungen wäre.

Die Altgläubigen und Israeliten gehören erwiesenermaßen zu den sittlichsten, arbeitsamsten, treusten und daher nützlichsten Bürgern des Staates; in manchen Provinzen repräsentiren sie allein Handel, Industrie und Gewerbe, man kann daher nicht sagen, daß das Staatsinteresse, die Moral oder das öffentliche Wohl ihre Ausnahmsstellung gebiete.

Im Heere giebt es viele Tausende von Sectirern und Israeliten; ihnen dieselben Pflichten auferlegen wie den anderen Soldaten, ohne ihnen dieselben Rechte zu gewähren, sie wie Heloten behandeln und doch von ihnen Hingebung, Treue und Aufopferung für Thron und Vaterland verlangen, ist nicht allein unbillig, sondern auch gefährlich, denn schlau wie immer hat Oestreich diesen wunden Fleck benutzt und den Altgläubigen gestattet, in den Gränzprovinzen Bischöfe zu haben, was ihnen im eigenen Lande verwehrt ist... Wir brauchen wohl auf die Folgen nicht näher einzugehen. — Die Indépendance Belge sagte vor Kurzem: „Die französische Armee enthält eine große Anzahl Israeliten, von wel-

chen einige sehr hohe Stellen bekleiden. Seit langer Zeit schon haben sie die gute Meinung gerechtfertigt, die Napoleon von ihrer Fähigkeit und Bravour hatte, und im östreichischen Heere, wo über zwölftausend Israeliten dienen, zählt man mehr als sechshundert Officiere, Aerzte und Beamte mit Officiersrang, welche dieser Religion angehören. Unter den ersteren giebt es zwei Majore, vier Rittmeister, vier Hauptleute, fünfzehn Lieutenants und vierunddreißig Unterlieutenants, unter den letzteren zählt man einundsiebzig Oberärzte."

Man bedenke diese Thatsachen, und wenn unser Heer dem östreichischen gegenüberstünde, würde es uns vielleicht an Zeit fehlen, zu sagen: Schlagt Ihr unsere Juden, so schlagen wir die Eurigen, denn die unseren verstehen auch zu rechnen und könnten wohl dahin gehen, wo ihnen Besseres geboten wird... — In den größeren Städten des Reiches ist ihnen nicht einmal der Aufenthalt gestattet; nun denke man sich das Petersburger, Moskauer oder Rigaer Publikum enthusiasmirt durch Robert, die Hugenotten, die Jüdin — und doch war es Meyerbeer und Halevy nicht erlaubt, dort der Aufführung ihrer Meisterwerke beizuwohnen. — Rothschild hat uns gar manches Sümmchen geliehen, er durfte aber das Geld nicht selbst nach Petersburg bringen, denn er ist Jude. — Es giebt deutsche, französische und östreichische Juden, welche russische Orden haben, und sie dürfen nicht nach Petersburg kommen. — Wenn Gräfe Jude wäre, er dürfte nicht nach Petersburg kommen, um die Blinden sehend zu machen... Die armen Blinden!

Philipp II. und Ludwig XIV. hatten die Sectirer und Juden bedrückt, verfolgt und endlich gar aus ihren Reichen verjagt. Das war mehr als ein Verbrechen, das war ein Fehler, der Frankreich und Spanien ungeheuern Schaden zufügte und von dem andere Länder, namentlich Preußen, so großen Vortheil zu ziehen verstanden, daß, als nach Beendigung des siebenjährigen Krieges der französische Gesandte Friedrich den Großen fragte, was Ludwig XV. thun könne, um ihm seine Freundschaft zu beweisen, der kluge Preußenkönig antwortete: „Une seconde révocation de l'Édit de Nantes." — Bei uns sind Altgläubige und Juden nur bedrückt, sie aus dem Lande zu jagen, daran ist noch nicht gedacht worden. Aber wenn man sie für schädlich hält und sie deshalb gewissen Zwangsmaßregeln unterwirft, so

müßte man ihnen doch wenigstens die Emigration gestatten. Das Gesetz verbietet die Emigration. Wenn man sie für unfähiger hält als andere Bürger, als Mahomedaner und Heiden, und ihnen deshalb auch nicht dieselben Rechte gewähren darf, so müßte man ihnen auch nicht dieselben Pflichten auferlegen, nicht von ihnen ihr Geld und ihr Blut fordern -- das geschieht aber doch.

Wir glauben hier bewiesen zu haben, daß die Restrictionen, welche die Altgläubigen und Israeliten bei uns treffen, weder mit dem Christenthum im Allgemeinen, noch mit der orthodoxen Kirche im Besondern, weder mit Politik noch Moral, noch öffentlicher Sicherheit vereinbar sind, wir finden sie durchaus unlogisch, besonders wenn wir sie mit der absoluten Freiheit vergleichen, welche die Regierung den römischen Katholiken gewährt, die offen auszusprechen wagen, daß sie keinen andern legitimen Fürsten anerkennen, als den Papst. Herr van Kerkhove sagte im September dieses Jahres auf dem Congresse zu Mecheln: „Ich kenne als Katholik weder Vaterland noch Fürsten, noch Thron, ich bin römischer Bürger!" Die Ultramontanen sind nicht allein geschworene Feinde unserer Staatskirche, sondern eine Gefahr für jede Religion, für jede Regierung, für Civilisation und Freiheit.

Daß die römische Kirche, obgleich von der christlichen abgefallen, lange Zeit einen wohlthätigen Einfluß ausübte, der Tyrannei roher Fürsten ein gewaltiges Gegengewicht geboten und sich dadurch um die Welt hochverdient gemacht hat, das ist unbestreitbar. Als aber trotz der Worte Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," die Päpste nach und nach auch die weltliche Macht an sich rissen, da konnte von wohlthätigem Einflusse nicht mehr die Rede sein; sie wagten es, eine Weltherrschaft zu denken, wie sie kaum die wahnsinnigste Phantasie zu träumen vermochte, und so unglaublich es spätere Zeiten auch scheinen wird, sie verstanden es, diesen Traum zu verwirklichen. Sie nahmen den Geist gefangen, sie verboten das Denken — und man gehorchte ihnen. Damit war Alles gewonnen, Fürsten und Völker trugen dieselben Ketten, Fürsten und Völker waren Sclaven des Papstes, sie arbeiteten für Rom und begnügten sich selbst mit imaginärem Almosen. Dann und wann versuchte es wohl ein Monarch, diese schmähliche Tyrannei abzuschütteln — die Kirche entband die Unterthanen des Eides, den sie ihrem legiti-

men Fürsten geleistet haben, hetzte sie wider „den Ketzer“ auf und zwang ihn so, in den „Schafstall“ zurückzukehren.

Dann und wann hatte auch das Volk lichte Augenblicke, und wollte sich von dem kirchlichen Despotismus frei machen. — Der heilige Stuhl ließ die Fürsten auf das Volk los und das Blut floß in Strömen zur Ehre Gottes, die Scheiterhaufen flammten zur Ehre Gottes, und Priester, die sich Christen zu nennen wagten, spornten die Henker an mit dem Rufe: „Schlagt sie nur Alle todt, Gott kennt die Seinen!“ Eine Schlächterei en gros wurde wie ein Sieg gefeiert, mit Glockengeläute, Te deum und Illumination.

Das Papstthum hat direct oder indirect mehr Blut vergossen als alle Tyrannen aller Zeiten, Ludwig XI., Heinrich VIII., Iwan der Grausame und den König von Dahomey mit inbegriffen, und Johann ohne Land, Karl II. und Ludwig XV. vereinigt hatten weniger Laster als Borgia, der Geliebte und Schwiegervater der eigenen Tochter, aber doch keineswegs der schlechteste aller Päpste. Das Alles ist nie ein Geheimniß gewesen, Könige und Völker wußten es, und wenn sie dennoch Jahrhunderte lang das Joch des römischen Stuhles nicht abzuschütteln vermochten, so ist es nur der tief durchdachten, überaus künstlich gegliederten, dem Zwecke entsprechenden Organisation des Papismus zuzuschreiben, und dieser Zweck ist: Herrschaft, Herrschaft über Alle und über Alles. (S. Bellarmini, Duval u. A.) Durch das Cölibat ist die Geistlichkeit von allen National- und Familieninteressen losgerissen, jedes Glied derselben ist in den Händen seiner nächsten Oberen „wie ein Cadaver.“ Durch das Recht der Investitur ist das Band zerrissen, welches die Bischöfe an den Monarchen knüpft; durch eine besondere Eidesformel ist der ganze Klerus zum unbedingten alleinigen Gehorsam gegen den Papst verpflichtet, und unterwirft sich der Landesregierung nur, so lange es das römische Interesse gestattet. Der Papst, welcher sich Stellvertreter Gottes auf Erden (!!) nennt, steht durch die Behauptung der Infallibität über der Kirche. (Einige bestreiten dies zwar und gestehen nur den allgemeinen Concilien die Unfehlbarkeit zu; man lese jedoch den Ukas, welcher das Dogma der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria proclamirt, und man wird finden, daß hier von keinem allgemeinen Concilium die Rede ist und auch nicht die Rede sein kann.) — Viele Jahrhunderte lastete tiefe Finsterniß

auf der Welt, der Clerus allein hatte einige Bildung, und hütete sich wohl, diese unter dem Volk zu verbreiten; Welt- und Klostergeistliche waren in Palästen und Hütten, sie geboten über das leibliche und geistige Wohl, sie hatten das Diesseits und Jenseits in ihrer Macht, denn sie waren Minister, Rathgeber, Schreiber, Aerzte, Advocaten, Lehrer und Beichtväter zu gleicher Zeit, bisweilen auch Soldaten und Heerführer; sie waren überall in ungeheurer Zahl, verpflichtet, einander zu unterstützen, und scheuten kein Mittel, um ihren Zweck zu erreichen, Gift und Dolch, Fluch oder Segen. — Nie hat die Welt ein Heer gesehen wie dieses, so gut disciplinirt, muthig, wachsam und stets kampfbereit, und dieses Heer war über die ganze Erde verbreitet, hatte überall Posto gefaßt, kannte alle Terrainschwierigkeiten; nie einen Generalstab wie den römischen, von so gründlicher, allumfassender Kenntniß, so scharfblickend, kampfgeübt und erfahren, so kühn, listig und vorsichtig zu gleicher Zeit, so schnell verstanden und gut bedient. Mit einem solchen Heere mußte der Feldherr, der Statthalter Gottes auf Erden, der sich auch Knecht der Knechte nannte, natürlich zum Herrn der Herren werden; er gelangte zur Weltherrschaft und behauptete sich in dieser Stellung, so lange es dunkel war; mit der Verbreitung des Lichts, d. h. als die Wissenschaft aufhörte, das ausschließliche Eigenthum der Geistlichkeit zu sein und Gemeingut wurde, schwand auch nach und nach die monströse Allmacht des Papstthums, und dem heutigen Repräsentanten desselben ist der Aufenthalt in Rom nur noch gestattet, so lange er eine französische Garnison hat.

Welcher Unterschied zwischen Sonst und Jetzt, zwischen dem Papste, der an der Seite seiner Maitresse auf den Kaiser herabschaute, welcher barfuß, im Büßergewande, um Verzeihung betteln mußte für ein Verbrechen, das er nicht begangen, und dem Papste, der gegen Quittung abgeliefert wurde: Reçu un pape en très-mauvais état, zwischen demjenigen welcher auf der Karte einen rothen Strich zog, um so die neue Welt zu theilen, und dem andern, welchem der König von Piemont ungescheut die Legationen nahm; zwischen dem Papste, welcher sich von einem knienden Kaiser den Steigbügel halten ließ und ihm dabei den Fuß auf den Nacken setzte, und dem heutigen, welchen Garibaldi ungestraft Antichrist nennen darf.

Die Zeiten sind anders geworden, aber für ohnmächtig darf

man den Ultramontanismus durchaus nicht halten, er hat noch Macht genug, um Böses zu thun. Das sehen wir in Belgien und Baden; dort herrschen erleuchtete, freisinnige, für das wahre Wohl ihrer Völker besorgte Fürsten, und in ihrem segensreichen Wirken sind sie gehemmt durch die zwar kleine, aber immer noch starke Partei der Klerikalen, welchen Licht und Freiheit ein Gräuel ist, eine Partei, welche, nimmer rastend, zäh und ausdauernd bemüht ist, ihre dämonische Macht wieder zu gewinnen, um ihr Verfinsterungswerk ungestraft fortsetzen zu können. — Und in Polen, wer hat dort die Insurrection in's Leben gerufen und unterhalten, gerade in dem Augenblicke, als der König Alexander den Polen mehr Freiheit gab, als der Kaiser Alexander jemals den Russen gewährt hatte? Geistliche benutzten den Beichtstuhl, um die ihrem rechtmäßigen Landesherrn Getreuen zum Verrath zu verleiten und die Schwankenden zur offenen Empörung aufzustacheln; Geistliche segneten Dolche, waren Bandenführer und Hängegendarmen; in den Klöstern vereinigte sich die schwarze mit der rothen Revolution, der Vatican und das Palais Royal; Klöster waren die Schlupfwinkel, aus welchen die Insurgenten in nächtlicher Stille bald über die Soldaten, bald über friedliche Bürger herfielen; Klöster waren die Zufluchtsörter der Mörder, in den Klöstern fand man vergiftete Dolche ohne Zahl. Die Polen, ein brillantes Soldatenvolk, hatten sich bisher nie durch Mord besudelt — jetzt haben sie ihr Land entehrt durch die Einführung des wälschen Dolchs, und die Priester der päpstlichen Kirche von nah und fern fanden kein Wort, um die Verirrten auf den rechten Weg zu leiten, sie ermahnten nicht die Aufständischen, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren, sie versuchten nichts, um dem Wahnsinne Einhalt zu thun, der über das arme Land so unsägliches Unglück bringen mußte! Selbst der Papst erfüllte nicht seine erhabene Aufgabe, er versäumte es pflichtgemäß, seine kirchliche Autorität zum Guten zu gebrauchen, er sprach kein Wort .... nicht etwa um den Aufruhr zu dämpfen, dazu ist er zu ohnmächtig, verdankt er doch seine persönliche Sicherheit in der eigenen Stadt nur dem Schutze französischer Gendarmen .... er sprach kein Wort, um wenigstens eine Clerisei von Verbrechen zurück zu halten, indeß er die Regierung tadelnswerth fand, welche ihrem Rechte und ihrer Pflicht gemäß den Aufruhr niederschlug; er vergaß die Achtung, die er dem Kaiser schuldig war, einem Monarchen

der in seinem Reiche Millionen von römischen Katholiken den wohlwollendsten Schutz gewährt — doch jetzt, da der unsinnige Aufstand niedergeschlagen ist, und viele Rädelsführer die verdiente Strafe für ihre Missethaten erlitten haben, jetzt soll er endlich der polnischen Geistlichkeit gesagt haben: „Ich weiß, daß Ihr Euch der Religion bedient, um die „Revolution zu schüren; Ihr habt die Empörung gepredigt und die revo„lutionären Banden gesegnet, Dolche und Pistolen geweiht und Euch „selbst mit dem Kreuz des Heilandes an die Spitze der Empörer gestellt. „Das ist frecher Religionsmißbrauch, den ich schmerzlich beklage." Diese Worte soll er im September gesprochen haben, d. h. nach zweijährigem Blutvergießen — wenn er früher so gesprochen hätte, es würde vielleicht gewirkt haben, aber jetzt . . . . moutarde après diner!

Wir werden nie die Ehrfurcht vergessen, die einem Manne gebührt, welcher von einem Theile der Christenheit als Kirchenoberhaupt anerkannt wird, einem Manne, der Priester und Fürst zu gleicher Zeit ist. Wir dürfen aber doch von ihm die Courtoisie fordern, die Privatleute gegen einander beobachten, und welche Fürsten nie außer Augen lassen; wir dürfen unser Erstaunen und Bedauern ausdrücken, daß der Papst die Rücksichten vergessen konnte, die er einem Monarchen schuldete, dessen Gesandter bei ihm beglaubigt war, und wir fragen, wozu brauchen wir dort einen Gesandten? Es giebt hundertmal mehr Engländer als Russen, welche nach Rom gehen, um die Antiquitäten zu bewundern und die theatralischen Kirchenfeste anzustaunen, und doch hat England dort keinen Repräsentanten als einen Consul; das würde auch uns dort vollkommen genügen. Die poetischen Licenzen der päpstlichen Improvisationen kümmern uns zwar nicht mehr als die schwülstigen Briefe Garibaldi's, aber unser Gesandter braucht eben so wenig den Zuhörer des Einen, wie den Secretär des Andern zu machen, wir können uns in Rom wie in Caprera ohne Minister behelfen.

Die Ultramontanen werden uns vielleicht der Härte oder Ungerechtigkeit beschuldigen. Sind wir doch gern bereit, jedes Wort zurückzunehmen, sobald sie uns nur unser Unrecht beweisen, aber das wird ihnen nicht gelingen; sie werden nur leugnen können — e pur è vero!

Nichtsdestoweniger sind wir durchaus nicht intolerant gegen die intolerante römische Kirche, und obgleich ihr Chef in seiner Stadt uns

nicht einmal erlaubt, öffentlich zu Gott zu beten, so sind wir doch nicht der Meinung, daß wir Böses mit Bösem vergelten, und dem Beispiele der römischen Kirche folgen dürften. Wir fordern im Gegentheil mehr als Duldung, wir fordern Gleichstellung aller Religionen und Confessionen, wenn nur ihre Principien mit der Sittlichkeit, der Ordnung und Ruhe übereinstimmen. Protestanten und Anglikaner, Mahomedaner und Feueranbeter müssen gleiche Pflichten und gleiche Rechte mit den orthodoxen Christen haben, aber eben so auch die Israeliten, die Altgläubigen und die Verehrer des Papstes, „welcher sich katholisch zu nennen wagt, obgleich er sich außerhalb der rechtgläubigen Kirche befindet. „Wir wollen keine Proselytenmacherei, sei es nun von der Staatskirche oder von einer fremden, durch brutalen Knabenraub oder durch trügerische Versprechungen; mag jeder nach seiner Façon in den Himmel zu kommen suchen, wenn es nur auf dem Wege der Moral geschieht; wir wollen Niemand verweigern, was wir für uns beanspruchen: bürgerliche und religiöse Freiheit.

Was wir nicht wünschen.

In Rußland fordern jetzt Manche die Abschaffung des Dienstranges (Tschin) und die Einführung der Jury. Wir glauben, daß erstere für den Augenblick noch unnöthig ist, letztere aber sogar schädlich wäre.

Der Typus des Tschin könnte in der Rangordnung der Beamten des römischen Reichs unter Diocletian und Constantin gesucht werden (s. Notitiae dignitatem utriusque imperii, vom Anfang des 5. Jahrhunderts). Der praktische Ursprung jedoch würde in der goldenen Bulle zu finden sein, nach welcher die Doctoren, Professoren und Kanzler das Recht hatten, einen Degen zu tragen und mit den Rittern gleichen Schritt zu halten. Es war eine Huldigung, welche man der Wissenschaft darbrachte, sie gewissermaßen adelte durch die Gleichstellung gebildeter Männer mit Kriegern, ein durchaus germanischer Gedanke, und heute noch in voller Kraft im größten Theile Deutschlands. — Dänemark hatte zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine solche Rangordnung angenommen, um die Macht des hohen Adels zu brechen, und durch Peter den Großen kam der Tschin nach Rußland, wo er ein mächtiges civilisatorisches Moment war, indem er auch hier den Soldaten zwang, die Wichtigkeit des Civildienstes einzusehen. Die rohen Bojaren mußten sich vor der Macht des Wissens beugen und die Herrschaft der Bildung über die brutale Kraft anerkennen, denn das Universitätsdiplom allein verlieh schon einen Tschin, mit welchem immer Adelsrang und Adelsrechte verbunden waren, bald persönlich, bald erblich, der Adel somit Jedem erreichbar war und keine besondere Kaste bilden konnte. Der Sohn eines Bauern oder Handwerkers, wel-

cher einen Tschin besitzt, sei es kraft eines Diploms oder in Folge einer gewissen Reihe von Dienstjahren im Civilfache, steht über einem Grafen oder Fürsten, welcher nicht studirt hat oder weniger Dienstjahre zählt als jener. In Rußland ist der Adel nichts als ein leerer Titel, der durchaus keine besonderen Vorrechte gewährt, der Tschin ist Alles, und nur diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, daß das Land seinen demokratischen Geist behalten konnte.

Der Tschin hat jedoch auch seine Schattenseiten; dadurch, daß er nothwendig ist, um gewisse Stellen zu bekleiden, ist er bisweilen ein Hinderniß für das Talent, welches auf Schwierigkeiten stößt und sich nicht so leicht Bahn brechen kann, wie es in anderen Ländern geschieht. Anderseits ist er aber auch ein Damm gegen das eitle Ueberheben der unreifen Jugend, welcher es natürlich an Erfahrung mangelt, an praktischem Verständnisse des auf der Universität Erlernten, — das wahrhafte Talent findet sich doch nur selten beeinträchtigt, und solches kommt ja wohl auch in Ländern vor, die keinen Tschin haben; der Kaiser verleiht übrigens oft den Personen, von deren Tüchtigkeit die Regierung Beweise hat, den erforderlichen Tschin, welcher auf gewöhnlichem Wege sich nur nach vielen Dienstjahren erreichen läßt, und das Genie vollends bricht sich Bahn, sobald es sich bewährt. So wie Todleben in zwei Jahren vom Hauptmann bis zum General gestiegen ist, so könnte auch ein Beamter Minister werden, wenn er nur zeigt, daß er in seiner Sphäre ein Todleben ist.

Man will den Tschin abschaffen, weil er bisher so leicht zu erlangen war und daher werthlos geworden ist, zum Theil auch, weil Ausländer ihn lächerlich finden. Er ist chinesisch, sagt man. — Die Meinung Fremder kann jedoch für uns durchaus nicht maßgebend sein, auch sie haben ja ihre Fehler, Schwächen und Lächerlichkeiten, ganz wie wir. Den Deutschen gegenüber müßten wir unserer Titelarmuth wegen erröthen, wir haben nur fünf Räthe (Titularrath, Hofrath, Collegienrath, Staatsrath und Geheimrath), indeß sie für jeden Buchstaben des Alphabets wenigstens einen haben, und die doppelte Anzahl, wenn man Ober, Wirklich und Geheim hinzufügt. Ihre Titelsucht geht so weit, daß sie sagen: Herr Portier, Herr Kellner, Herr Buchhalter, Herr Nachtlichtfabrikant, Frau Hauptmännin, Frau Oberappellationsgerichtssecretärin, Frau Generalsuperintendentin 2c. 2c. Die Engländer sind nur glücklich,

wenn sie sich an die Nobility anklammern können, und wäre es auch nur ein Honourable wie der Major Yelverton; die republikanischen Yankees lassen sich gar zu gern ein adeliges Wappen auf ihre Wagen malen, und die Schwäche der gleichheitswüthigen Franzosen für Adelspartikel und Orden geht so weit, daß sie sich dergleichen anhängen, ohne irgend welches Recht darauf zu haben — tragen sie doch Orden, welche gar nicht existiren!

Man sagt auch, der Tschin sei unübersetzbar und habe gar keinen Sinn.

Was die Uebersetzung betrifft, so kümmert das uns nichts, mögen sich die Fremden aus der Sache ziehen, wie sie können; auch sie haben unübersetzbare oder sinnlose Titel, und eigentlich ist jeder Titel sinnlos, in so weit er seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat. Ist ein Fürst immer der Erste, ein Herzog an der Spitze eines Heeres? hat ein Graf eine Gerichtsbarkeit, ist ein Marquis der Hüter einer Mark? ist ein Baron denn freier als ein anderer Mensch, ein Edelmann etwa stets ein edler Mann und nur ein Honourable ehrenwerth? — So verhält es sich auch mit unserem Tschin, mit den Hofräthen, Collegienräthen*) und Staatsräthen, welche weder mit dem Hofe noch mit dem Staate etwas zu thun haben, und von Niemandem um Rath gefragt werden.

Es ist jedoch unläugbar, daß man bei uns den Tschin gemißbraucht hat, daß es Fälle giebt, wo er vollkommen unnütz oder sogar schädlich sein kann, daß eine Reform nothwendig ist. Schaffen wir ihn daher sogleich ab in dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts und in dem der auswärtigen Angelegenheiten, wo alle Beamten Zöglinge der Universitäten oder höherer Bildungsanstalten sind;

*) Diese Uebersetzung aus dem Russischen ist zwar wortgetreu, dem Sinne nach aber durchaus falsch. Als der Tschin bei uns eingeführt wurde, hießen die Ministerien Collegien; коллежеск. Совѣтникъ, ist daher nichts Anderes als Ministerialrath. — Das französische Conseiller de Collége ist wo möglich noch falscher, denn es hieße ja in der Rückübersetzung Гимназиальный Совѣтникъ. — Das Richtige wäre vielleicht Conseiller d'honneur, ein Titel, den vor 1789 diejenigen führten, welche, ohne ein bestimmtes Amt zu bekleiden, doch im Rathe des Ministeriums u. s. w. Sitz und Stimme hatten.

kein Tschin für denjenigen, der ein Diplom hat, aber mag er noch für einige Zeit in den anderen Ministerien bleiben, erstlich weil das Volk in den entlegenen Provinzen noch viel auf ihn hält, und zweitens weil er wenigstens in gewissem Grade dem Nepotismus vorbeugt. Die Gouverneure und andere hohe Beamte haben in den vom Regierungssitze entfernten Theilen des Reichs natürlich eine ungleich größere Gewalt als in der Hauptstadt, und sobald der Tschin abgeschafft und weder ein Universitätsdiplom noch eine bestimmte Reihe von Dienstjahren nothwendig ist, um gewisse höhere, einträgliche oder wichtige Stellen einzunehmen, so könnten diese vielleicht einzig und allein den Söhnen und Neffen der höchsten Autoritäten reservirt oder gar ihren Töchtern als Mitgift gegeben werden, wie es in Frankreich bis 1789 geschah und in England auch jetzt noch sehr häufig vorkommt.

Friedrich der Große wünschte einst einen reichen Capitalisten in seine Staaten zu ziehen; dieser stellte als Bedingung, daß Se. Maj. ihm einen Titel verleihe. „Was für einen Titel will er haben?“ fragte der König. — „Er wünscht Kriegsrath zu sein.“ — „Meinetwegen, er soll Kriegsrath sein, aber unter der Bedingung, daß es ihm nicht etwa einfalle, mir seinen Rath geben zu wollen, wenn ich mit meinen Nachbarn Krieg habe.“ — Dürfte man etwa den klugen Fürsten tadeln, der eine ganz allgemeine, doch unschuldige Schwäche zum Vortheile seines Landes ausbeutete? Gewiß nicht. — Und so wie mit den Titeln, so verhält es sich auch mit den Orden, die ebenfalls ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben. Plebejer haben jetzt Ritterorden, Israeliten und Mohamedaner tragen Kreuze, sogar den Christusorden, den Orden des Erlösers!

Titel bestehen in allen Monarchien, sie sind für die Einen ruhmvolle Erinnerungen, die ihnen zu nehmen Niemand das Recht hat, für die Anderen zwar nichts als leere Titel, die aber doch ihren Werth behalten werden, so lange es menschliche Schwächen giebt, d. h. immer. Der Philosoph mag darüber lachen, er spricht von Flitterwerk, von Kleiderschmuck, aber nicht alle Menschen sind Philosophen . . . : sollen wir sagen glücklicher- oder unglücklicherweise? — Lassen wir daher den unschuldigen Tschin und die Orden, denn schaffte man sie ab, so würden die Soldaten sich weniger tapfer schlagen, das Vaterland gar manches wichtigen Dienstes beraubt sein. Wäre die Sache nicht so ernsthaft, so würden wir an das

Wort einer Französin erinnern: Es macht sie so glücklich und uns kostet es so wenig!

Ob übrigens der Tschin abgeschafft oder behalten wird, ist im Grunde von untergeordneter Bedeutung, ganz anders aber verhält es sich mit der Einführung der Jury, was für uns von der allerhöchsten Wichtigkeit wäre.

Die Jury, eine rein englische oder allenfalls normännische Institution aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, war ursprünglich nichts als ein Beweismittel, welches in Streitigkeiten um Grundbesitz angewandt wurde, wo die nächsten Nachbarn die Grenzen genau kannten, die Wahrheit leicht finden und daher die Sache dem Rechte nach entscheiden konnten. Später wurde die Jury allgemein, und man berief sie auch in Civil- und Criminalfällen. Nach und nach verdrängte sie die anderen Beweismittel, namentlich die gerichtlichen Zweikämpfe, die Gottesurtheile 2c., und gestattete den Engländern, sich vom geistlichen Gerichtsverfahren, wie auch vom römischen Recht los zu machen, sie hat sich seitdem als eine Garantie politischer Freiheit erhalten, und ist eine Sache der Tradition und Affection geworden. — In England ist die Justiz feudal, sie gehört dem Königthum an, und dem Richter gegenüber ist die Jury der Ausspruch des Volkes, eine Dualität, welche sich überall in der englischen Constitution findet. Dort sind auch die Gesetze, welche aus früheren Jahrhunderten stammen, oft so streng, daß eine Milderung nothwendig ist, und das kann nur durch die Jury allein geschehen; die Geschworenen sind stets Grundbesitzer, haben fast immer einige Kenntniß in Rechtssachen, und genießen einerseits die Achtung, welche dem Landlord gezollt wird, anderseits bieten sie auch dem Volke durch ihren Besitz eine genügende Garantie für ihre Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit, so daß die Jury leicht in die Sitten und Gewohnheiten des Landes eindringen, sich vollständig einbürgern und ganz national werden konnte.

Diese rein locale Institution wurde auf dem Continente von 1789 an nachgeahmt, zuerst in Frankreich, dann in Deutschland und der Schweiz. War das Resultat hier eben so günstig wie in England? — Wir sagen fest und bestimmt **nein**, und sprechen damit nicht etwa unsere persönliche Meinung aus, sondern geben nur das wieder, was wir von competenten

Richtern gehört haben, in Frankreich von mehreren Procureurs impériaux und in der Schweiz von Jurisprudenten und Professoren der Rechte.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, eine so hochwichtige Frage weitläufig erörtern oder gar entscheiden zu wollen, das darf kein Laie wie wir, nur Männern von Fach gebührt hier eine entscheidende Stimme. Was wir wünschen, ist nur einzig und allein, die Aufmerksamkeit unserer Landsleute auch auf die Schattenseiten der Jury zu leiten und sich nicht durch die Lichtseiten allein verblenden zu lassen.

Zuerst müssen wir bemerken, daß da, wo die Tribunale nicht das feudale Königthum repräsentiren, sondern das Volk im Ganzen und Großen, wo die Gerichtshöfe keinen ausschließlichen Charakter tragen und aus allen Volksschichten zusammengesetzt sind, die Jury eigentlich eine doppelte Persönlichkeit vorstellt und daher das Gerichtsverfahren nur unnöthigerweise complicirt. Uns Russen aber fehlt jeder Begriff von feudalem Königthum; der Monarch, in dessen Namen die Tribunale bei uns Recht sprechen, repräsentirt ja das Volk, das ganze Volk, und ist nicht wie in anderen Staaten die Incarnation des Eroberungsprincips, oder der Ausdruck einer Kaste, einer bevorzugten Classe — wozu brauchen wir also die Jury.

Rußland befindet sich jetzt in vollkommener Transformation, welche einen politischen und socialen Charakter hat; Alles ist in Bewegung, und in kurzer Zeit wird man seine Nachbarn eben so wenig kennen, wie man von ihnen gekannt sein wird. Denkt man an die ungeheure Ausdehnung der Provinzen, an die dünngesäete Bevölkerung, der einerseits alle Kenntniß in Rechtssachen abgeht, die anderseits aber daran gewöhnt ist, nicht auf das Princip der Gerechtigkeit zu achten, sondern nur auf die Person, so wird man leicht finden, daß, wenn die Schwierigkeit, die Geschworenenlisten auf eine allseitig genügende Weise zusammen zu setzen, überall sehr groß ist, sie bei uns, für jetzt wenigstens, unüberwindlich sein wird.

Man bedenke noch die localen Schwierigkeiten, welche aus der Verschiedenheit der Religion oder Nationalität entspringen. Ein Russe und wäre er die Unschuld selbst, würde gewiß von polnischen oder römisch-katholischen Geschworenen für schuldig befunden werden, und ein Pole oder Papist, dessen Verbrechen erwiesen wäre, würde sich doch über Ungerechtigkeit beklagen, wenn eine russische Jury ihn verurtheilte. Die

Leidenschaft ist nun einmal da, und kann nicht wegraisonnirt werden; der Russe, welcher dem Polen gegenüber stark ist, vermag es wohl, kaltblütig und gerecht zu sein, aber der Pole, der dem Russen gegenüber seine Schwäche fühlt, wird sich immer durch sein Gefühl hinreißen und nicht durch seinen Verstand leiten lassen. Auch die Sicherheit des Israeliten vor den christlichen Geschworenen unseres Landes scheint uns noch keineswegs garantirt, denn da er bisher vom Gesetze als Helote betrachtet wurde, so ist es ja nicht zu verwundern, daß die rohe Masse, trotz der unserem Volke eigenen Toleranz, den Juden doch mit anderen Augen betrachtet, als den Christen oder Mohamedaner. — Wir glauben, daß die regelmäßigen permanenten Tribunale leidenschaftsloser und daher gerechter sind als die Schwurgerichte.

Die Unterscheidung zwischen Recht und That, auf welche die Jury gegründet ist, kann in der Praxis nicht vollständig durchgeführt werden, man müßte denn die Thatfrage in ihre materiellen Elemente zerlegen, was dem Ausspruche der Geschworenen allen moralischen Werth nehmen würde. Und wenn die Jury über einen juristisch-qualificirten Fall entscheiden sollte, z. B. Gaunerei: Ist der Angeklagte schuldig, unter den und den Umständen eine Gaunerei verübt zu haben? Die Antwort schließt nothwendigerweise gewisse Elemente des Rechts in sich, denn man muß ja erst wissen, was das Gesetz unter Gaunerei versteht. Der Eine erbietet sich, für eine gewisse Summe Geldes einen Stammbaum zu fälschen, der Andere macht Schulden, obgleich er weiß, daß er sie nicht bezahlen kann — haben sich Beide der Gaunerei schuldig gemacht, Beide in gleich hohem Grade oder nur einer von ihnen, und welcher? — Das Tribunal hat das Gesetz nur auf die qualificirte That anzuwenden, also eine rein mechanische Arbeit, die Rechtsfrage aber, die oft Fachmännern sogar außerordentliche Schwierigkeiten darbietet, wird eigentlich von den Geschworenen allein entschieden, d. h. von Männern, welche kein Wort davon verstehen!

Diese Uebel und noch manche andere, welche wir hier nicht herzählen mögen, um nicht zu weitläufig zu werden, haben es dahin gebracht, daß in Frankreich und der Schweiz viele Stimmen laut geworden sind, welche zum Theil eine radicale Reform, zum Theil sogar die vollständige Abschaffung der Jury fordern — alle finden sie, besonders in ihrer jetzigen

Form, einer guten Rechtspflege zuwider, weil sie die Wissenschaft und Logik aus der Justiz verdrängt. Die Wichtigkeit, die man ihr gewöhnlich beilegt, beruht auf einer falschen Idee von Volkssouveränetät; man vergißt gar zu leicht, daß diese Souveränetät sich doch nothwendigerweise immer dem Rechte, dem Gesetze unterordnen muß, und da das Volk keine angeborene Kenntniß besitzt, so kann und muß die Justiz auch nur von Männern gehandhabt werden, deren specielles Studium sie ausmacht, die richtige Begriffe davon haben — etwas oberflächliche Bildung genügt hier durchaus nicht. In einem Lande wie das unsrige, wo die Civilisation noch nicht tiefe Wurzeln gefaßt hat, ist es vor Allem wichtig, daß die gebildeten Männer diejenige Stellung einnehmen, wo sie ihren Mitbürgern am nützlichsten sein können; das Volk im Allgemeinen ist noch auf keinen Fall reif genug für eine Institution wie die Jury, die sich nur bei den Angloſachſen allein bewährt hat, weil sie ihren Sitten, Gebräuchen und Traditionen entspricht. Wenn sie in Frankreich und der Schweiz ihre großen Mängel und Uebel hat, um wie viel größer müssen diese bei uns sein, wo es sich eben darum handelt, das Volk an strenge, gewissenhafte Beobachtung des Gesetzes zu gewöhnen; die Jury aber ist doch gewiß kein Mittel dazu, denn sie verhindert ja absolut alle Einförmigkeit, alle Stetigkeit in der Anwendung der Gesetze, und dieser Grund allein würde schon vollkommen hinreichen, um die Einführung der Schwurgerichte bei uns jetzt wenigstens für schädlich zu halten.

Das Volk muß wissen, daß Alle gleich verantwortlich sind vor dem Gesetze, Alle, mit alleiniger Ausnahme des Kaisers, denn es ist ein Axiom, daß der Monarch stets gesetzlich handelt, daher nicht im Unrechte sein, nicht irren kann, wie die Engländer sagen. Nun sind die Richter permanenter Tribunale verantwortlich, die Geschworenen aber nicht, sie urtheilen nach Gutdünken, nach ihrem Gefühl, nach ihrer augenblicklichen Eingebung; in ganz analogen Fällen entscheiden sie in entgegengesetztem Sinne, verurtheilen heute einen Menschen zum Tode, den sie gestern freigesprochen hätten, oder den wenigstens eine andere Jury, in einer andern Provinz freigesprochen hätte, und da ein solcher Ausspruch souverän ist, so ist kein Appell möglich, es müßte denn ein Formfehler begangen sein.

Als Rußlands Volk noch leibeigen war, lebte es für einen Herrn;

jetzt ist es frei, und lebt für sich, für die Gesellschaft, und um dies seiner würdig und zum Wohle des Ganzen thun zu können, muß es von der Willkür befreit werden, mit der Jury aber führte man ein neues, noch viel mächtigeres Element der Willkür ein, als Alles, was bis jetzt auf uns lastete, denn mit dem Einzelnen ließ sich noch bisweilen von Gesetz sprechen, man konnte ihn noch fragen: warum? und erhielt sogar dann und wann eine Antwort; bei der collectiven Persönlichkeit, der Jury, ist das unmöglich, sie ist die personificirte gesetzliche Willkür, und wenn die Geschicklichkeit der Advocaten vor einem permanenten Tribunale schon viel vermag, so ist die Beredsamkeit derselben allmächtig den Geschworenen gegenüber, die sich durch die schönen Phrasen eines Berryer oder Jules Favre hinreißen lassen, so daß die Justiz am Ende zu einer Art Lotterie wird.

Aber, wird man sagen, die Geschworenen sollen auch nicht nach dem kalten Buchstaben des Gesetzes urtheilen, sie sollen ihr Gefühl sprechen lassen, und ihre Ehrenhaftigkeit, ihr Gewissen, ihr gesunder Sinn bürgen für ihre Gerechtigkeit, für die Richtigkeit ihrer Entscheidung.

Was das Gefühl betrifft, so sind die verantwortlichen Richter regelmäßiger Tribunale doch nicht herzlos, auch sie sind dem Gefühle zugänglich, freilich nur soweit es mit Recht und Gesetz vereinbar ist, denn das ist doch immer die Hauptsache bei jedem Gerichtshofe, es müßte denn ein Cour d'amour sein. — Wenn die Geschworenen sich durch Ehrenhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit und gesunden Sinn auszeichnen, so mangeln diese Eigenschaften auch den Richtern nicht, die übrigens vor jenen noch das Wichtigste voraus haben: die Gesetzkunde, die Sachkenntniß, man kann ihnen daher auch mit größerem Vertrauen seine materiellen Interessen, sein Leben, seine Ehre anheimstellen. Ein vollkommen ehrlicher, gewissenhafter, kluger Mensch kann doch blind oder taub sein, oder wenigstens keinen Sinn für Musik oder Malerei haben, und er ist berufen, über Rafael und Mr. White zu entscheiden, über Mozart und Balfe!

Der Leibeigene war gezwungen, sich mehr vor der Person als vor dem Gesetze zu beugen, ja er betrachtete dieses gewissermaßen als Nebensache, weil er daran gewöhnt war, in jedem Beamten einen Staatsstreichler zu sehen, dessen Kalender keinen andern Tag als den zweiten December enthielt. Aber das von Alexander regenerirte Land ist keine

russische Ausgabe des zweiten Kaiserreichs, die Willkür, welche für imperialistische Franzosen und Leibeigene paßte, taugt nichts für freie Russen, diese müssen das Gesetz ehren, dem Gesetze allein gehorchen lernen; sie müssen wissen, daß das Verbrechen bestraft, und zwar gleichförmig bestraft wird, nach demselben Gesetze — das geschieht jedoch nur bei regelmäßigen Tribunalen, für welche es eine Richtschnur giebt im ganzen Reiche, am kaspischen wie am Eismeere, indeß ein und derselbe Angeklagte von der Petersburger Jury schuldig, von der Moskauer aber unschuldig befunden werden könnte. So wenigstens ist es in Frankreich und England, und wir sehen nicht ein, warum es bei uns anders sein sollte.

Einige Beispiele mögen beweisen, wie die Entscheidungen der Geschworenen bisweilen mit Gerechtigkeit und Logik in Conflict gerathen.

1. Ein junger Mann versuchte es, in ein Haus einzudringen in der Absicht, ein Mädchen zu verführen. Die Mutter läßt ihn niederschießen, als er kaum die Gartenmauer überklettert hatte. Sie wird von der Jury unschuldig befunden und frei gesprochen.

2. George Hall, ein armer Commis in Birmingham, war vier Jahre lang mit Sarah Smith verlobt. Einst beklagte sie sich darüber, kein home zu haben, er erbot sich, sie sogleich zu heirathen, und sie nahm es mit den Worten an: „So arm Du auch bist, ich werde immer zufrieden sein, mit Dir treu ausharren, bis zu Ende meines Lebens.“ — An ihrem Hochzeitsabende verläßt sie ihren Mann, begiebt sich zu ihrem Geliebten, Martin Toy, kommt nach drei Tagen zurück und geht vier Tage später wieder fort mit den Worten: „Ich werde bei Dir bleiben, sobald Du Dein eigenes Haus hast, sonst nicht.“ — Kurze Zeit darauf begegnet er ihr, er macht ihr Vorwürfe über ihr nichtswürdiges Betragen, und sie antwortet ihm höhnisch in Gegenwart ihrer Mutter: „Wenn ich ein Kind habe, so lasse ich es auf Deinen Namen taufen, obgleich Du gewiß nicht sein Vater bist.“ — Hall ist in Verzweiflung, er liebt seine Frau leidenschaftlich, doch mag er nicht länger in Birmingham bleiben, wo Unglück und Schande ihn foltern; er entschließt sich, nach Amerika zu gehen, und am Abend vor seiner Abreise fordert er von seiner Frau den Trauring zurück, den er ihr gegeben. Sie verspottet, verhöhnt ihn, und er geräth

in Wuth und tödtet sie. Die Jury findet ihn schuldig und er ward (am 4. März d. J.) zum Tode verurtheilt.

3. Schlechte Erziehung und glühendes Temperament verleiten ein blutjunges Mädchen, sich ihrem Bedienten hinzugeben, und die Mutter, um die Schmach ihrer Tochter zu verbergen, verbrennt das todtgeborene Kind derselben. — Die Geschworenen finden die Mutter schuldig, und sie wird zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt.

4. Die Tochter eines Gutsbesitzers unterhielt ein Verhältniß mit einem Bauernburschen, den sie auch in ihr Zimmer einließ, wie zurückgelassene Fußbekleidung verrieth. In Folge dieser Entdeckung lauerte auf Anstiften des Vaters der Bruder dem Liebhaber auf und erschoß ihn bei dem nächsten Besuche. Leumund und Nebenumstände waren entschieden zu Gunsten des Opfers; so hatte der junge Mann — bei redlichen Absichten — der ungleichen Vermögensverhältnisse und der Mißbilligung des Vaters wegen das Verhältniß anfangs gar nicht anknüpfen wollen, auch deshalb schon einmal abgebrochen und nur auf Veranlassung des Mädchens wieder angeknüpft und erneuert. Das Verdict der Geschworenen lautete sowohl gegen Vater als Sohn auf: Nichtschuldig, doch wurden sie zu einer Strafe von 2000 Fr. verurtheilt.

5. Die Pariser Zeitung vom 13. Juni v. J. erzählt: der Assisenhof des Hennegaus hat den Dienstknecht Louis Carisier zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, öffentlicher Ausstellung am Pranger und Erstattung der gestohlenen Gegenstände verurtheilt, wegen Diebstahls — zweier Butterbrode, die derselbe auf offener Straße zweien Kindern entwendet hatte.

6. In Frankreich stand vor einigen Jahren ein Mensch vor den Assisen, der seine Eltern ermordet hatte. Als die Verhandlungen geschlossen waren, fragte ihn der Präsident, ob er nichts zu seiner Vertheidigung hinzuzufügen habe? — „Nichts, Herr Präsident, ich flehe nur um Mitleid für eine arme Weise, die weder Vater noch Mutter hat." — Die Geschworenen fanden den Angeklagten zwar des Elternmordes schuldig, doch nahmen sie mildernde Umstände an, und der Verbrecher wurde zu den Galeeren verurtheilt. Auch in Zürich fand die Jury vor Kurzem mildernde Umstände für einen Menschen, der seinen Vater ver-

giftet hatte. Der Mörder wurde nur zu fünfzehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

7. Vor den Londoner Assisen stand im Juni d. J. ein Boxer, der des Diebstahls angeklagt war. Zehn von den zwölf Geschworenen waren große Verehrer der edeln Boxkunst und mochten daher den Künstler nicht verurtheilen: sie deliberirten eine Viertelstunde und kamen mit dem Verdict zurück: „Wir finden den Angeklagten schuldig, aber wir verzeihen ihm.“ — Sie haben nicht das Recht, ihm zu verzeihen, sagte der Präsident, das ist das Vorrecht der Königin allein; Sie können den Angeklagten, wenn Sie ihn schuldig finden, nur der Gnade empfehlen. Aendern Sie daher ihren Ausspruch. — Nach einigen Minuten kamen die Geschworenen mit dem Verdicte wieder: „Wir, die Jury, finden den Angeklagten nicht schuldig und hoffen, daß er nicht wieder stehlen wird.“ — Dies wurde natürlich mit allgemeinem Gelächter aufgenommen; der Präsident erklärte nochmals den Geschworenen, daß sie über schuldig oder nichtschuldig zu entscheiden hätten, und nichts weiter — die Jury fand den Boxer nicht schuldig, der auf frischer That ertappte Dieb wurde frei gelassen.

8. Ein englischer Advocat erzählt: In den zwanziger Jahren sah ich einen Menschen vor den Assisen zu Kilkarney (Irland), der eines Verbrechens überwiesen und geständig war, doch sprachen die Geschworenen ihn einstimmig frei, denn „wir kennen den Angeklagten seit seiner Kindheit, er ist durch und durch ein Lügner, wir glauben ihm daher kein Wort.“ — Am folgenden Tage verließ ich die Stadt, über den Weg lief ein Hase, dem die Jagdhunde dicht auf den Fersen waren. Armer Lampe, dachte ich, du bist verloren, sogar die Jury von Kilkarney könnte dich nicht mehr retten.

9. In Eßlingen (Württemberg) ist im September dieses Jahres ein Angeklagter von den Geschworenen für schuldig befunden und zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er, im Falle der Nothwehr befindlich, seinen Angreifer verletzt hatte.

Diese Beispiele — und wir könnten deren noch eine beliebige Anzahl anführen — werden genügen, um zu beweisen, daß das Volk, auch das gebildetste, durch die Aussprüche der Jury oft in seinen Begriffen von Gerechtigkeit ganz verwirrt werden muß.

Wir sehen ad 1 und 2, daß man einem Menschen auflauert und ihn mit Vorbedacht tödtet, und der Thäter wird freigesprochen! — Wir begreifen noch das französische Gesetz (C. F. 334): „Wenn ein Ehemann im eigenen Hause seine Frau auf Ehebruch ertappt und sie sowohl wie ihren Geliebten tödtet, so ist es ihm zu verzeihen." Oder das spanische Gesetz (Fueros royal de los adulteros, I. 7.): „Der Ehemann kann mit seiner ehebrecherischen Frau und ihrem Geliebten thun, was er will, nur darf er den einen nicht tödten und dem andern das Leben schenken." — Im Augenblick der Entdeckung ist der betrogene Gatte nicht zurechnungsfähig, denn Wuth und Verzweiflung machen ihn wahnsinnig. Aber kaltblütig, mit Ueberlegung Jemand tödten zu dürfen für ein beabsichtigtes Verbrechen oder für ein Verbrechen, zu welchem er bis zu einem gewissen Grade verleitet worden ist, indeß die Verführerin frei ausgeht, das begreifen wir nicht. — In der Vertheidigung ist viel von Ehre gesprochen worden. Ehre ist gewiß ein Wort von erhabener Bedeutung, aber Gerechtigkeit doch nicht minder, und wenn Jedermann Richter in eigener Sache sein darf, der Vollstrecker des Urtheils, welches er selbst gesprochen, wozu nützen dann Gesetze? Ad 2 haben wir noch zu bemerken, daß es einem gelehrten Advocaten wohl verständlich sein mag, wie ein Angeklagter für nichtschuldig erklärt und doch zu einer Geldstrafe verurtheilt werden kann (wie auch im Armand-Roux'schen Processe); der gemeine Menschenverstand des Volkes aber wird dergleichen gewiß nicht verstehen, und doch soll die Jury für das Volk instituirt sein.

Darf man annehmen, daß dieselben Geschworenen, welche einen Angeklagten freisprachen, der seiner Ehre wegen getödtet hat, die Mutter verurtheilen würden, die ebenfalls ihrer Ehre wegen ein todtgeborenes Kind verbrennt? Wir glauben es nicht.

Stellt man der französischen Jury eine englische gegenüber, so findet man, daß hier die Geschworenen nur das Gebot vor Augen haben: Du sollst nicht tödten; sie sprechen über den Verbrecher ihr schuldig aus, und er wird zum Galgen verurtheilt. Die Königin begnadigte ihn zu lebenslänglicher Deportation; ein regelmäßiges Tribunal würde aber wahrscheinlich den Umständen Rechnung getragen und den Unglücklichen nur zur Deportation verurtheilt haben, was die Gnade der Königin auf eine gewisse Reihe von Jahren reducirt hätte.

Nächst Gott und den Heiligen ehrt das russische Volk Niemand so sehr wie Vater und Mutter. Kein Russe würde daher begreifen, wie man für einen Elternmörder, der im Augenblicke, wo das Urtheil gesprochen werden soll, noch fähig ist Witze zu machen, mildernde Umstände finden kann. Mildernde Umstände für einen Menschen, der seinen Vater durch feiges Gift hinmordet — und nach fünfzehn Jahren ist das Scheusal frei! — Nun, Lykurg, der den Vatermord für unmöglich erklärte, hätte den Mörder trotz aller Evidenz ganz freigesprochen, wie die irländische Jury.

Die Eßlinger Geschworenen dürfte man wohl fragen, ob sie etwa glaubten, daß jeder Mensch stets einen Kraftmesser mit sich führen müsse, damit er einen meuchlerischen Ueberfall nur mit Maß abwehre? Wir sind dieser Meinung nicht, wir glauben vielmehr, daß Jedermann, falls er eine Armee in seiner Faust fühlt, sie auch anwenden dürfe.

Das Beispiel 7 beweist, daß es sogar in England, wo die Jury schon seit Jahrhunderten existirt, noch bisweilen schwer fällt, Geschworene zu finden, die ihre Aufgabe richtig aufzufassen verstehen; wie wäre es erst bei uns, wo nicht allein die nothwendige Sachkenntniß durchaus fehlt, sondern wo das Rechtsgefühl noch nicht allgemein erweckt und noch weniger entwickelt genug ist, um ohne Ansehen der Person zu urtheilen, nur die Gerechtigkeit walten zu lassen.

Mit Recht sagt Dr. Schwarze: „Der täglich urtheilende Richter gewöhnt sich leicht ein Generalisiren an, er leidet zuweilen auch an Voreingenommenheit durch die Acte der Voruntersuchung." Aber die Geschworenen sind dagegen der Gefahr ausgesetzt, aus Mangel an Sachkenntniß und Uebung Nebenumständen gar zu großes Gewicht beizulegen, sie werden dadurch zu irrigen Schlüssen geführt und geben ihrem Gefühl gar zu viel Spielraum. An die Stelle des Gesetzes tritt ein den Laien befriedigendes Moralisiren, und der Satz, daß das criminelle Unrecht jederzeit ein sittliches Unrecht sein muß, wird in den gefährlichen Gegensatz verkehrt: Jedes sittliche Unrecht ist auch als criminell zu bestrafen.

Nun sind wir Russen leider gar zu oft nur Gefühlsmenschen, wir haben den Kopf im Herzen, urtheilen nicht kalt genug, und lassen uns daher gar zu gern von augenblicklichen Eindrücken hinreißen, was wohl mit ein Grund sein mag, daß wir bisweilen zu Willkür geneigt sind,

oder solche als etwas ganz Natürliches hinnehmen. Das muß aufhören; wir sind keine Leibeigenen mehr, sondern freie Bürger, und solche dürfen nicht von Personen regiert werden, sondern von Gesetzen, von Gesetzen allein. Wir glauben daher, daß permanente Tribunale mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit das Volk leichter und schneller an stricte Gesetzlichkeit gewöhnen werden, als die Geschworenengerichte, besonders wenn eine gewissenhafte, richtig geleitete Presse die Beamten, vor Allen natürlich die Richter, controliren und ihnen den public service begreiflich machen darf.

Das sind im Kurzen die Gründe, welche uns bewegen, wider die Einführung der Jury bei uns zu sprechen; wir glauben, daß sie für jetzt wenigstens uns durchaus unnöthig ist, ja sogar schädlich sein würde. In wie fern wir recht haben, mögen Sachverständige in unserem Vaterlande entscheiden, deren Urtheil wir natürlich das unsere unterordnen.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Ein Wort

zu den

Reformen in Rußland.

Von

E. Slepoff.

Боже Царя храни!

Leipzig,
Wolfgang Gerhard.
1865.

Slepoff, E.

Ein Wort zu den Reformen in Rußland Hrsg. v. Wolfgang Gerhard

Leipzig 1865